



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 9. Mai.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen M. 1.— pro Quartal bei direktem Postbestellungs M. 20 pro Quartal. Preis bei eingetragenen Händlern 10 Pfg.

## Die Here von Weimar.

Historischer Roman von Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



„Solcher Stimmen etwa, wie dort am Brunnen?“ fragte Doctor Sörgel.

„Nicht ganz so, mein Lieber, entgegnete der Stadtrichter. „Unserer muß allzeit die Ohren offen haben in Ansehung gemeinen Kupens, heut zum Exempel wegen der Consumtionsackse, die viel böses Blut macht. Kommt nur! Dort im Stadthaus sind zur Stunde ehrsame und achtbare Bürger. Ist Euch doch sonder Zweifel wohl bekannt, daß des Morgentlands Kaiser und Königer zuweilen bei nachtschlafender Weil unschwermst in den obscuren Herbergen. Auch wir sind dergleichen Herrscher und Kadi und haben unterschiedliche Mal schon allerlei Wissenswürdiges vernommen.“

„Aber wenn man Euch erkennt?“

„Was thut es; multa enim patimur propter ecclesiam. Kommt nur mit mir!“

Beide Männer schritten durch das dichte Volksgewühl über den Markt, am Rathhause vorüber, wo immer noch Gruppen von Männern und Weibern um das Placat standen, über denen Lampen brannten, ihr Fleisch und Brot feil. Endlich that sich eine Thür auf zu einem großen halbdunklen Raum, in dem eine dichte Wolke blauen Rauches schwebte, so daß das Tageslicht nicht hindurch konnte. Wie sonst an trüben Tagen waren auch hier bereits die Lampen angezündet.

In den dunklen weiten Gängen des Stadthauses herrschte nicht minderes Gedränge, wie draußen. Dort hielten nach altem Privilegium die Bäcker und Metzger auf langen Bänken, über denen Lampen brannten, ihr Fleisch und Brot feil. Endlich that sich eine Thür auf zu einem großen halbdunklen Raum, in dem eine dichte Wolke blauen Rauches schwebte, so daß das Tageslicht nicht hindurch konnte. Wie sonst an trüben Tagen waren auch hier bereits die Lampen angezündet.

Hinter einem vorspringenden Pfeiler nahmen der Stadtrichter Lederer und Doctor Sörgel Platz und bestellten einen Schoppen Raumburger.

Eine buntgemischte Menge Volks war vorhanden: Bürger, Bauern, Beamte, auch Soldaten. Am letzten langen Tisch

neben dem Fenster saß Capitän Junkt mit anderen Bürgern bei hohen Gläsern und qualmenden Tabakpfeifen in eifrigem Gespräch.

An den meisten Tischen wurde über die neue Accise heftig hin und her gestritten.

„Werbei schon sehen,“ rief der mitanwesende Buchdrucker Müller, „diesmal kann es noch hingehen, denn die Leute rechnen nicht so genau, aber in etlichen Wochen wird's anders. Dann geht es los, denket an mich. Ehenere Zeit können wir nicht mehr tragen. Heut schon ist der Scheffel Korn um zwei Groschen aufgeschlagen.“

An einem langen letzten Tisch aber war noch von anderen Dingen die Rede.

„Saget was Ihr wollet,“ rief der Capitän Junkt, „es kommen immer noch Zeichen und Wunder, wie ehemals, aber um die Ursach und Deutung fragt Keiner. Wie war's vor fünfzig Jahren? Da hat sich kein Menschenkind vermundert, als der Schloßbrand auskam vom Geldmacher aus Hefschland, so daß Alles bis auf den Grund und Boden in Asche gelegt worden. Fortgejagt haben Sie den Raubere, aber daß es ein Vorzeichen war, und daß ein Jahr darauf der große Krieg kam, daran denket Keiner. Sodann auch das Almgerspess, das die hochselige Frau Herzogin erschreckte, so daß sie anderen Tages das Zeitliche gesegnet, das ist auch noch im Dunkel.“

„Mein Gott,“ wach entgegnet, „es wird ein armes altes Kreutterweib gewesen sein.“

„Wie Ihr's versteht,“ verlegte der Capitän und streich seinen Bart. „Unser hochdurchlauchtigster Herzog gehört auch zu denen, die besondere Gnad vom Himmel haben, in's Künftige zu schauen; konnt's brauchen heut, wenn er nur wollte.“

„Was meint Ihr damit, Capitän?“

„Ich sag Euch, ganz Weimar lag heut in Asche, wenn's nicht so war; aber freilich, was nicht mit Händen zu greifen für den Pferdeverstand, das ist nicht vorhanden. Wie war's, jezt sind's an fünfzig Jahr, da unsere Gnaden noch ein jung Herrlein gewesen und der große deutsche Krieg in rechter Furi







neuerdings mit den Franzosen? Pafst nur auf, wir find nicht am End, denn an den faulen Frieden glaubt kein Mensch. Werden bald wieder Krieg haben oder ander Kreuz und Unheil. An den Wüfeln zeigt ſich's zuerft, wenn der Sturm kommt. Ihr werdet ſchon noch an den alten Junfel denken, deß ſollen die Herren hier meine Zeugen ſein!"

„Nehmt's nicht für ungut,“ entgegnete der Borige, „aber Ihr ſeid ein gräulicher Mensch. Wenn man Euch höret, möchte man an Gott und ſeiner Gerechtigkeit verzweifeln!“

Im Allgemeinen aber war der Eindruck der unheimlichen Auflage des Capitäns doch ſo ſtark, daß das laute Geſpräch verſtummete und ein bellommenes Schweigen eintrat.

In dieſem Moment erhob ſich draußen in den Gängen des Stadthauſes ein vielſtimmiges Toſen. Die Thür öffnete ſich, und man vernahm mehrfach Klagerufe und Schredenslaute.

Endlich kam der Hiobsbote zum Vorſchein und zwar in der Perſon des Hofſtallens Martin Heiſch, der ſich durch die Menge drängte.

„Nun, was giebt's, Heiſch?“ rief der Capitän. „Ihr ſehet ja aus wie der Tod von Baſel!“

„Ach Du mein Gott, das Unglück, Ihr Herren, das Unglück!“ rief der alte Mann und ſant erſchöpft auf einen Schemel. „Gott im Himmel ſchütze Seine Gnaden. Wer kann's wiſſen wie das endet!“

„Was iſt, was giebt's?“ rief man von allen Seiten. Der alte Mann wiſchte ſich die Stirn mit ſeinem Tuch. „Gerad iſt's eine halbe Stund,“ ſagte er, „als ſeine Gnaden ausreiten wollte, und ſtieg auch ganz wohlgenüth die Treppe herunter. Da auf einmal, als er zu Noß ſteigen will, rührt es ihn wie ein Blitz vom Himmel, und er fällt in die Arme vom Stallmeiſter.“

„Todt?“

„Nein, Gott ſei gelobt, nicht todt, aber nicht Hand noch Fuß kann er rühren. Er iſt gelähmt wie vor fünfzehn Jahren, gerad haben ſie ihn die Treppe hinaufgetragen.“

Reizt war der Capitän Junfel aufgefprungen, und ſein Stiefeln ſtampfte auf die Dielen. „Gelähmt,“ rief er, „mein, beehrt iſt er worden! Was hab ich vorher geſagt? Nun habt Ihr es! Und von wem das geſehen, wird auch noch an's Tageslicht kommen. Warum hat er gerad einen goldenen Becher zur Verrechnung geben müſſen neulich zum Königsſchießen. Weiſt man denn, was die thun und verüben, in deren Hand der Becher gekommen iſt? Gott ſei mein Zeuge, ich hab nichts geſagt, aber mein fürſtliche Obrigkeit davon höret, ſo wird ſie wiſſen, was ihres Amtes iſt!“

Wieder entſtand allgemeine Stille des Entſehens, als wenn ein Meduſenhaupt die Geſtalten verſteinert hätte.

Leize berührte der Stadtrichter den Arm des Freundes, und in der nächſten Minute entfernten ſich beide Männer unbemerkt. Draußen in der dunklen Halle blieben ſie eine Weile auf der Schwelle der Hinterthür ſtehen. Der Kopf des Stadtrichters nickte mehreremale wie automatisch, während Doctor Sörgel gleichfalls ſeine biſherige Ruhe verloren hatte.

„Vielwerther Freund,“ ſagte er, „Alles erwogen, iſt es wohl am geratheſten, ich eile ſelbſt auf das Schloß, um weitere Information zu gewinnen. Dergleichen Portentis ſoll man nicht aus Valatienmund vertrauen.“

„Geht nur fürder, Doctor. Wir folgen Euch nach.“

Beide Männer ſchritten langſam über den grünen Markt zur Wilhelmsburg.

Als ſie an die Zugbrücke kamen, blieb der Doctor ſtehen: „Fürtrefflichſter, redet ein Wort zu mir; Euer Schweigen will mich ſonderlich ängſtigen.“

„Was ſoll man ſagen?“ erwiderte der Stadtrichter. „Beſſer wär's immerhin, wir hätten die Hiſtorien dort nicht vernommen. Leider ſettet ſich aber nunmehr Eines an das Andere. Wiſſet denn, geſtern erſt iſt den Kämmerers das nachgeſuchte Privilegium definitiv abgeſchlagen worden, wiewohl und trotzdem Seine Gnaden der Herr Lebpring ſeine ganze Protection dafür ein-

geſetzt. Und nun heut dieſer Caſus wie aus blauem Himmel! Freilich wohl kann es nur ein ominöſer Zufall ſein, aber welche ausübändige Empörung ſolches werden mag in denen beſorgenen Gemüthern, Ihr habt es geſehen.“

Im Hof der Wilhelmsburg ſelbſt war lebhaftes Gehen und Kommen. Häuer und Diener waren in Bewegung. Geſpannte Wagen und Säulen hielten auf dem Poſt.

Sehr bald erfuhr man, daß die hochberühmten Leibärzte des Fürſten: Doctor Breibiſius, Doctor Martin Thom und vor Allen der gefeierte Doctor Hayerti, der außer ſeinen vortrefflichen Pillen neuerdings auch ein wunderbares neues Pflaſter erſunden hatte, bereits angekommen und zur Conſultation verſammelt ſein. Gleichzeitig verlaute auch, daß eine erkrankte Gefahr vorläufig nicht vorhanden ſei. Nur absolute Ruhe ſei dem hohen Patienten vorgeſchrieben. Aus letzterem Grunde auch werde heut Niemand vorgeſchrieben, ſelbſt nicht von der fürſtlichen Familie.

Beide Freunde begaben ſich ſichtlich erleichtert wieder zur Stadt zurück.

„Vielwerther Freund,“ ſagte Doctor Sörgel, „ich will verhoffen, daß Ihr ein unparteiſcher Rana ſeid, Niemand zu Liebe und Niemand zu Leid. Saget mir ganz unrohohlen, was Ihr denkt.“

„Allerbeſter Doctor,“ antwortete der Stadtrichter, „eben Daſſelbige wollte ich Euch fragen. Ich bin nur Jurisconſultus, und die res naturas find mit ein Buch mit ſieben Siegeln. Wir leben zwar in einer ſo zu ſagen außerordentlichen Zeit, und der Glaube an beſagte Dergentkunft gilt meiſt ſchon als Aberglaube.“

„Gott ſei gelobet, daß Ihr das ſagt.“

„Jedennoch aber,“ fuhr der Stadtrichter fort, „ſind ſolche Caſus ſelten ganz unerbänglich und deuten oftmals auf Anderes, wie denn auch hier ein Verdacht längſt beſteht. Der große Reichthum kam zu reich, der eitle Mann prahlte zu laut damit, ſo daß der ſchlechte redte Menſchenverſtand concludiren muß, hier ſei etwas nicht in Ordnung, und die Frau könne dabei mißſchuldig ſein oder allein ſchuldig, ſintemal ſie die Klügere von Beiden iſt. Wer weiß, ob man nicht Einiges von ihr erfahren könnte, ſo man ſie in Form Nechtens befragen wollte.“

Beide Männer waren über den Markt zurückgeſchritten und ſtanden jetzt an der Ecke des Rathhauſes vor der Behauſung Abraham Kämmerers, einem ſchmalen, aber hochgebauten alterthümlichen Bürgerhauſe. Von oben klang allerlei Geräuſch die Treppe herab. Die ſteinerne Thürwölbung war bekrängt.

„Was iſt es, wollt Ihr hinauf und ſehet?“ fragte Doctor Sörgel.

„Daß mich der Himmel behüte!“ war die Antwort. „Iſt Euch nicht bewußt, daß Kämmerer heut ſeinen Königſchmaus feiert als Schützenkönig? Fürchte, man wird nicht ganz damit zu End kommen. Ich könnt ja ganz wohl hinaufſteigen, bis ja ein alter Conſocius der Aembruſſſchützen, wenn ich auch wenig präſent gewenſen; aber ich will die guten Leute nicht allgüthig erſchrecken. Fürchte, die Zeit der Action iſt allereits herangekommen, und,“ indem er auf die beiden ungleichen eiſernen Ringe an der Ecke des Rathhauſes wies, „wir werden das Halſeiſen da ſrüher drauchen, als den Ring für die Markſafne. Wollet Ihr etwa hinauf, Doctor?“ fuhr er fort. „Ihr ſchweiget, ich verneine Ihr wollet ſie warnen. Thuet dieſes nicht, es würde auch nichts helfen noch nützen. Kommet mit mir. Die Schuldbigen müſſen und werden ganz von ſelbſt zu uns kommen. Und darauf verlaſſet Euch, ſie kommen bald. Ich kann Euch noch Anderes ſagen, möcht Euch auch conſultiren in eigenen Gebrechen und Leibesſchäden. Bleibet bei mir, ich begehre es bei unſrer alten Freundschaft.“

Und ohne die Antwort des Doctors abzuwarten, ergriſf er deſſen Arm, und beide Männer ſchritten hinauf in die Halle des Rathhauſes, wo der Stadtrichter Leberec ſeine Amtsſtube hatte.



## Drittes Capitel.

So thürmten sich die heranziehenden Gewitterwolken über dem Haupte des Glücklichen. Zwar noch einmal schienen sie sich auf unbestimmte Zeit zu verzieren, aber doch nur, um dann desto sicherer sich zu entladen.

Inzwischen blieben die Bedrohten nicht ungewarnt.

Dem Stadtrichter und dem kleinen Doctor waren, als sie über den Markt schritten, zwei Männer gefolgt, die sie im Volksgewühl erkannt hatten. Der Eine der beiden Letzteren wollte den Stadtrichter anreden, aber der Andere hielt ihn zurück.

„Laß das, Schwager Lübecker. Wer mit dem Leidenbittergeßicht anbandelt, der hat verspielt. Wo der hintritt, kehrt das Unglück ein. Nur nicht mit Bolizei und Bericht zu thun haben, so lang's angeht, sonst ist man verlesen.“

Beide Männer, der Posamentirer Lieble, und der Seifensieder Kramer, eingeborener Süddeutscher, schritten langsamer und kamen schließlich ebenfalls vor Kämmerees Haus.

„So, Du willst wohl hinaus, Kramer,“ meinte der Andere. „Nach alledem und alledem, und heut sind wir nicht einmal eingeladen.“

„Komm nur, Schwager,“ erwiderte der Krauskopf. „Ich will's Dir nur sagen. Gestern habe ich die Cordel gesprochen am Lindenhaus im weissen Garten. Die Veronica war auch dabei und läßt Dir einen schönen Gruß sagen. Es ist halt Alles wieder gut. Freilich seit dem satyrischen Schießen hat uns der Satan Unkaut in den Weizen gefäht. Aber die Madel können nichts dazu, und mit den Malefizstudenten haben sie nur ihren Akt.“

„Meinst Du?“ erwiderte der hämmige Lübecker düster. „Ich bin gar kein rechtschaffener Mann mehr seit dem Unglückstag, aber geradezu, ich könnt' Einen noch umbringen, ich fürcht' mich vor mir selber, und den Mädchen traun ich auch nicht über den Weg, noch minder der Mutter. Es ist, um ein Rad zu schlagen!“

„Laß nur,“ beschwichtigte wieder der sanguinische Süddeutsche. „Ich hab zwar den Madeln mein Wort gegeben, zu bucken und wegzubleiben, bis die lateinischen Windhunde wieder fort sind.“

„So, und dann Nachts!“ halten, was etwa übrig geblieben, zu Schand und Spott vor dem ganzen Gewerk? Himmelkreuz, wetter, dürfen wir uns das bieten lassen als ehrliche Gesellen und Hochzeiter?“

„Sei benütztig, Bruder Lübecker. Ich schweb's Dir zu, die Madel sind gut und das Mutterl auch. Nur der Alte hat seinen Schuß; doch der Rappel wird bei ihm vorübergehen.“

„Ei was da, warten, keinen Tag und keine Stunde mehr! Komm, es muß zum Biegen kommen oder zum Brechen!“ und er trat in das Haus.

„Aber Lieble, ich bit' Dich, beim Königschmaus heut.“

„Gerad deshalb, Schwager. Vor allen Leuten muß er uns die Ehr wiedergeben, das ist er uns schuldig. Will auch wissen, wie ich mit der Veronica daran bin. Magst Du nicht mit, so geh ich allein!“

So energische Entschlossenheit übte ihre Wirkung, und willenlos folgte Zacharias Kramer seinem zukünftigen Schwager. Beide junge Männer schritten über die Schwelle und die breite steile Treppe hinan.

Das Wohnhaus Kämmerees, eines von denen, die damals zwischen dem Rathhause und der windischen Gasse standen, war ein ansehnliches und uraltes, von gleicher Bauart, wie das noch heut stehende Cranachhaus auf der anderen Seite des Marktes. Ueber der Stein-

wölbung der Hauspforte, in deren halbrunden Seitennischen steinerne Bänke angebracht waren, stand jener Spruch zu lesen, dessen Frau Kämmereer erwähnte. Und an Sprüchen fehlte es auch sonst nicht im Innern des Hauses; sowohl über den breiten Thüren der guten Stube, wie über dem Schlafzimmer, der Küche und der Werkstatt verkindeten zierlich verschönerete Zeilen von rothen Buchstaben, daß Meister Kämmereer wohlbelehen und ein Freund der Volkswiesheit sei.

(Fortsetzung folgt.)



Maquet-Bouquet mit Vogel-Fächer.  
Arrangirt von J. C. Schmidt in Erfurt.

## Ueber das Decorative im Leben.

(Mit Illustrationen.)

„Ja wohl, Decoratives haben wir genug in unserer Zeit. Alles ist Decoration, leider. Alles kauft auf eine äußerliche Schaustellung hinaus, auf eine tollste Heuchelei und Narretei. Der ärmste Mensch, dessen Bildung durchaus mangelhaft ist, putzt sich auf wie ein Herrsch-

auf den Schnitt und die Farbe der Kleider, auf den Schnitt und das Arrangement des Haars wird der größte Werth gelegt. We und junge Kerlchen und Modepuppen bringen einen wesentlichen Theil ihrer Zeit vor dem Spiegel und am Toiletentisch zu. Kosmetische Mittel



werden in Menge zu Hilfe genommen. Sogar alte Tanten und jüngste Schulfrauen haben die bekanntesten widerwärtigen Höcker hinten auf den alleruntersten Unterrock gebunden.

Unsere jüngsten Zinglinge wollen nur noch enge Beinkleider à la tricot tragen und ihren Kopf tagtäglich vom Haarfrisier zurecht machen lassen, aber was drin ist, nämlich im Kopfe, darauf wird kein großer Werth gelegt.

Aber was noch schlimmer — auch in das gesellschaftliche und häusliche Leben ist die äußerliche Aufzuperei und das gezeigte, beachtliche Wesen eingedrungen. Ein großer Theil des Einkommens geht auf theuere Möbel, schöne Zimmer, auf gesellschaftliche Vergnügungen, und wenn es dann nicht reicht, macht man Schulden auf die Willon. Von hundert Haushalten stehen immer neunzig am Rande des Bankrotts. Der Gerichtsvoßzieher ist einer der frequentesten Besucher des Hauses, und gleich nach ihm kommt der Steuer-executor, der oft das letzte von allem aufgepumpten Pfunder, aber auch nicht selten das Nothwendige nehmen muß. Und wie sieht es dabei mit der ordnungsmäßigen Kindererziehung, mit dem Gemüthsleben, genug, mit guter Zucht und Sitte aus? Traurig über alle Maßen! Gerade in den mittleren Kreisen ist in dieser Hinsicht das Leben berupft und beschnitten, daß man die alte gute deutsche Solibität nicht mehr erkennt. Man legt keinen Werth mehr auf die stille, heilige Sittsamkeit, auf Beten und Gottvertrauen, man geht viel lieber zu Koffspielgen, aufregenden Schauspielungen und öffentlichen Vergnügungen aller Art statt in die Kirche.

Hol der Geier alle Narrheit und Hohlheit im menschlichen Leben! Es ist doch Alles eitel.“

Sourtheit mancher philosophisch gebildete Mensch, und zwar nicht bloß der Bestmüth, der mürrisch in seinem Winkel lebt wie die Schnecke in ihrem Gehäuse, sondern auch mancher, der das laute Treiben der Welt widerstrebend mitmachen muß, ohne sich ihm entziehen zu können.

Es ist von solchen verdammenden Urtheilen manches richtig, aber doch Vieles verkehrt oder doch sehr übertrieben. Wenig

die Menschen auch moralisch besser, nicht schlechter geworden als ihre Vorfahren waren.

Das menschliche Leben, wie wir es nun einmal bei dichten Bedränge einer rasch zunehmenden Uebersättigung führen müssen, bedarf der Keuschlichkeiten, des Schmuckes, nur daß Jeder innerhalb seiner Bekümmnisse bleiben muß. Das Decorative, selbst Prachtige, behauptet sein Recht und ist durchaus nicht zu verwerfen. Wir Menschen leben vor Allen mit den Augen, und wenn unser Auge keinen befriedigenden Eindruck erhält, so wird auch der unangenehme Eindruck auf unsere Seele nicht ausbleiben.

Die Natur selbst weist uns auf den Schmuck des Keuschlichen hin, so ist ja jeder Jahreszeit der vorzüglichste aller Decorateure, im Winter mit ihrem schneehellen Reich und ihrem wunderbaren Eiskristallen, im Frühling mit ihrem jungen Grün und ihren ersten bunten Blüten, im Sommer mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und ihrer reichen Blüthenpracht, im Herbst mit ihren goldenen und purpurnen Früchten ohne Zahl.

Die Menschen aber sind Nachahmer der Natur und leihen von deren Vorbildern Formen und Farben. Es wohnt den Feinsinnigen auch ein vornehmer Sinn für alles Decorative bei.

Zunächst zeigt sich dies in Allem, was irgendwie der Oessentlichkeit dient. Die Anfertiger von Stoffen aller Art, z. B. Kleiderstoffen, legen

in ihren Stoffen den höchsten Werth auf das Decorative, das schöne Aussehen, so weit sogar, daß dabei oftmals die Nothwendigkeit leidet. Dann sorgt jeder kluge und geschickte Verkäufer dafür, die Auslage seiner Waaren so decorativ als möglich zu machen, vielfach sind die Schaufenster, besonders in großen Städten, an und für sich kleine decorative Meisterwerke und es gewährt wirklich einen quasi ästhetischen Genuß, davor stehen zu bleiben und sich Schaufenster anzuschauen. Das aber beabsichtigt gerade der Kaufmann, und daher hat das Decorative auch sein höchst Nützliches in geschäftlicher Beziehung. Wer diese kleinen, nicht immer leichten Künste des Decorirens seiner Verkaufsanstalt verschmäht oder nicht

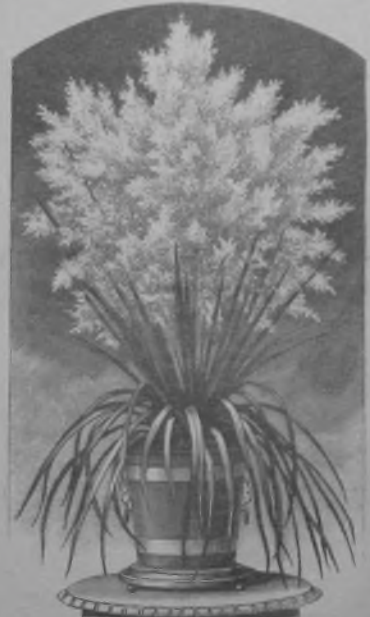
versteht, ist kein kluger, meist auch kein glücklicher Kaufmann. Einige mögen auf ihr altes solides Renommé pochen und jede Art von Aufputz absichtlich ausschließen: wenn die Beschaffenheit ihrer Waaren das



Blumenkorb in Blatt-Façon.



Coniferbiete Bergpalme.  
(Chamaedorea.)



Coniferbiete silberhaariges Gynectium.  
(Gynereum argenteum.)

haben sie und da die guten Sitten des Hauses gelitten. Bei vielen Menschen, besonders den jüngeren, ist Lebensgenuß Alles, echte, anspruchslose Gemüthslichkeit nichts; aber im großen Ganzen sind doch



Decoriren verträgt und sie decoriren doch nicht, so gelten sie gemeinlich als Blotier, mögen sie Blid haben oder nicht.

Es macht im Geschäftsverehr nichts einen angenehmeren Eindruck, als ein gefälliges Arrangement der Waaren und eine nette, wenn auch nicht sehr kostspielige Ausattung des Geschäftslocales, wou aber beionders auch eine möglichst glänzende Beleuchtung gehört. Thatsächlich

willig gekauft, als an der Spree. Die Welt ist klein geworden. Die Städte Frankreichs und Italiens mit ihrer großartigen Blumencultur sind uns Nachbarn geworden und ein ungehebt großer Handel legt auf die Schuiter unserer Tägerin die vorgekehrten in Nizza gedrochene aebte Rose und auf die Eadalen des Salons die in Paris gepflüchten kleinen Zinger unserer Blumenkünstlerinnen bliunen wenigen Jahren erworben haben, wie sie in schönem Bettfrei immer wieder neue Zusammenstellungen, neue Ideen zu verkörpert lernten."

Wir wollen dem Berliner gern seinen Localpatriotismus lassen, aber es hieße dem Geschmack unserer holden Wienerinnen, sowie der Biderinnen anderer deutscher Städte schweres Unrecht thun, wenn man die obige Behauptung als richtig hinstellen wollte. Den guten Geschmack findet man nicht in Berlin allein, sondern in allen Orten, deren Umgebungen die Gartenkunst hegen. Wir bringen z. B. heut allerhand schöne Muster von Bunderel aus der Gartenstadt Erfurt, aus dem weltbekannten Geschäft des kaiserl. königl. Hoflieferanten J. C. Schmidt, welcher den sogenannten Blumenschmied, unter dessen Aufsichten alleidings des saganannten elegante und geschmackvolle Gruppierungen von Blumen ganz besonders fertig gestellt werden. Indeß leben in der norddeutschen Gartenstadt auch noch andere Gärtner, welche die ausgehehnesten Geschäfte treiben und ihrer Firma in aller Welt Anerkennung verschafft haben.

Im Allgemeinen können Erfurts Gärtner in drei Klassen eingetheilt werden, nämlich in Gemüsegärtner, welche hauptsächlich nurtheils Gemüse bauen, in Samenzüchter, welche vorwiegend Blumen samen bauen und ihre Ernten im Ganzen an die Handelsgärtnerien verkaufen, in Kunst- und Handelsgärtner, welche Samen- und Pflanzenbau und Handel en gros und en detail zugleich treiben. Neben den Benannten sind es noch Baumschulgärtner, Kranz- und Bouquetfabrikanten und eine Menge Gemüses- und Blumenhändler, welche die Gärtnerwelt hier mit bilden.

In Bezug auf die Erfurter „Samenzüchter" erfährt man durch die Herausgeber des Erfurter Gartenkalenders Hr. Rud und A. Kind eine Thatsache, die Viele staunnen wird, nämlich folgender: „Der weitans größte Theil der Samen, welche durch Erfurts Gärtnerien zum Verkauf kommen, wird weniger in Erfurt, sondern von den Samenzüchtern der Erfurter Häuser außerhalb Erfurts gezogen, denn jede Handelsgärtnerie hier hat ihre Bächer, welche den Samen für sie bauen, und diese wohnen nicht nur allein in Deutschland, sondern vielfach auch im Auslande, namentlich in Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Amerika u. s. w."

Dagegen erfolgt natürlich alle Bunderel in Erfurt selbst. Körbe mit frischen Blumen werden zu Preisen von wenigen Groschen bis zu hundertern von Markt arrangirt. Die Blattfagone, welche wir zeigen, wird als Tafelschmuck, in Silber- oder Goldfärbung des Korbes, mit den schönsten und duftvollsten Blumen gefüllt in Größen von 45 bis 57 Centim. angefertigt und kostet je nach Feinheit des Arrangements 20—75 Mark.

Sehr modisch und geschmackvoll sind die Makartbouquets, aus conservirten Blumen und Kräutern hergestellten, in den verschiedensten



Altdeutscher Wandbild mit Decoration.

ziehen die elektrischen Bogenslichter und Diamantbrenner an Schaufenstern und in Verkaufsläden fort und fort Hunderte an, gewiß nur zum Gewinn Dessen, der die Kosten der Einrichtung nicht scheut.

Betrachten wir die Schaufenster unserer Blumenläden, welche eine Pracht, welche ein exquisiter Geschmack, welche eine Fülle von bunten Farben und schönen Formen in lebenden Gewächsen! Allerdings kommt hier die Schönheit des Gegenstandes dem Ausstellenden zu Hilfe, aber immerhin gehört eine gewisse Kunst und ein Blid für das Passende, Harmonische dazu, um die Ausstellung geschmackvoll zu machen. Hierüber eiltren wir eine Bemerkung des Schriftstellers Justinus über Berlin, die aber auch auf alle anderen Großstädte paßt: „Auch vor uns breitet sich wieder der Prospect einer neuen und doch uralten Decoration, alle Jahre dieselbe und doch immer neu, erhaben, aufregend, erfreulich. In diesem Jahre herrscht als wohl sonst; denn ihr Eindruck ist unermittellicher über uns gekommen. Wie wir uns wohl den Alpen nähern in trübem Wetter, ohne ihrer nur ein einziges Mal ansichtig zu werden und plötzlich, wenn wir dicht vor ihnen stehen, ohne es zu ahnen, sich der Nebelvorhang lüftet und die ganze Majestät der Gebirgsherrschaft in ihrer erschreckenden Großartigkeit sich vor uns aufrichtet, so tritt uns diesmal der Sommer entgegen zu einer Zeit, als wir ihn schon fast vergessen, an seiner Wiederekehr beinahe zu verzweifeln begonnen hatten. Aber worin liegt sein Zauber? In den Blumen? Sind wir in der That heute noch auf die Wiederekehr des Sommers angewiesen, um uns an deren Lieblichkeit zu erfreuen? Das war vielleicht früher einmal der Fall. Es ist noch noch nicht gar zu lange her, daß man Berlin für einen reizlosen Sandstein hielt, auf welchem sich unbegreiflicher Weise einige hunderttausend Menschen angesiedelt hatten und sich lieblich wohl fühlten. Es ist noch kein Menschenalter vorbei, daß ein süddeutsches Mädchen sich ein Stückchen Goldblat aus ihrer Heimat mitbrachte und ängstlich unterwegs überwachte, weil man ihre erzählte hatte, in Berlin bekomme sie kein grünes Halmchen zu sehen. Mittlerweile ist Berlin eine Blumenstadt geworden, wie keine zweite. Die Städte des Südens mögen noch mehr Schwelgen in der Pracht der Rosen; in der Kunst des Bindens ist keine Stadt, wie man mit gefagt hat, ihm überlegen und nirgend in der Welt wird so Elegantes, Anmuthendes so billig geboten und so



Altdeutsche Harbinore mit Makart-Bouquet.

Rayons. Wir zeigen ein solches Makartbouquet mit Bogensäcker, frei auf einer Servante stehend. Dieses Bouquet, in Verbindung mit dem aus rothbraunen Federn hergestellten Fächer, auf dem sich ein relief



ein natürlicher Papagei erhebt, erhält diese originelle Zusammensetzung vollständig einen tropischen Charakter und wirkt sehr vornehm. Es wird in verschiedenen Größen verfertigt.

Ein anderes Mataribouquet präsentiert sich in altdeutscher Jardinière, die als ein Prachtstück der Thonkunst gelten kann. Diese Jardiniären sind sowohl mit Brauentopf, wie mit Manneskopf (vergl. unsere Illustration) zu erhalten. Auch in Form von Wanddecorationen werden die Mataribouquets gefertigt. Diese Wandschilde bieten neben Gemälden und anderem Wandschmuck eine angenehme Abwechslung und können als eine wahre Perle des Salons und „der guten Stube“ betrachtet werden. Die Idee derselben ist neu und die Zusammenstellung von Palmenwedeln, Pampasgräsern, Fougereern, tropischen Gräsern etc. macht sich entschieden geschmackvoll, der eigentliche Schild ist entweder getriebenes Metall oder Holzschneidwerk.

Zu den Neuheiten zählen ferner die conservirten, das heißt unter Bewahrung der natürlichen Structur und Farbe getrockneten Pflanzen.

Die decorative imposante Pampaspflanze bildet mit ihren weißen silberglänzenden, büschligen Wedeln ein wirkliches Schaustück. Die Wedel sind natürlich, die Blätter conservirt. Die Möbel sind aus polirtem Eichenholz mit Nickelübern und Beschlägen nebst Untersatz. Die Chamaedorea ist eine elegante Palme mit großem fallenden Blättern.

Der Topf besteht aus Thon und ist einem Baumstamm in hübscher Ausführung nachgebildet.

Ueber den Werth der „conservirten Pflanzen“ äußert sich der Fabrikant wörtlich: „Die Dauer dieser conservirten Pflanzen ist eine unbegrenzte und steht der von künstlichen Pflanzen durchaus nicht nach. Man kann sogar noch nach Jahren die Blätter durch Abwaschen vermittels eines Schwammes und warmen Wassers von etwaigem Schmutz und Staub reinigen. Ueberall nun, wo es die Verhältnisse mit sich bringen, daß nicht genügend für lebende Pflanzen gesorgt werden kann, treten die conservirten Pflanzen in ihr Recht: auf erhöhten Standorten wo ein Begleichen schwierig ist, in Eden wo das Licht fehlt, in Salons, in Restaurationen etc. überall erfüllen sie den Zweck einer prächtigen Decoration, die in nichts einer solchen aus lebenden Pflanzen nachsteht und anderseits bedeutend weniger als eine durch künstliche Pflanzen gebildete kostet.“

Bei Anwendung des Decorativen im Hause folgt Eines aus dem Anderen: die gesammte Ausattung erfordert eine gewisse Harmonie, geschmackvolle Möbel, nette Teppiche und Stuhleisen, feine Bouquets und Wanddecorationen, ohne das irgendwo und irgendwie schreiende Farben sich vorfinden. In allen diesen Beziehungen zeigt unsere Zeit entschiedene Fortschritte zum Besseren. Die höheren Künste zeichnen dem wiedererwachten Kunstgewerbe, den Korbwebereien, gärtnerischen Künsten etc. die Hand, um das Decorative in einem edlen Stile zu fördern.

## Meines Lebens Roman.

Von A. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Ich hatte mich furchtbar carmoisin geschminkt, sogar die Nase roth — ich war bei den Nasenlöchern vorbei gerathen — dazu hatte ich mir furchtbare Wegweiser unter den Augen beigebracht.

„Waschen's Alles runter!“ Sie reichte mir ein Glas mit cold cream, den angerichteten Schaden abzuschnitten, bearbeitete mich dann, als sei ich eine Palette, mit Pinsel und Farben. Das war ein Unterschied mit meinem Thun! Und daß ich später mit fein bepinselten Augen, schön bemalten Wangen, und derauf gepuderten Armen und Händen vor dem Publikum erschien, danke ich nur der Brand. Ich reichte ihr herzlich die Hand, hat sogar um einen Schluß Bier, den sie jetzt lachend allein für sich beanspruchte. Meine Unerfahrenheit und Noth hatten sie mit mir ausgeföhnt. Denn obwohl ich geistig im Ankleiden war, that sie noch ein Uebriges und arrangirte mir den Schleier, sowie die Perlen an meinem Hals und meinem Costüm.

„Theatereffect ist ganz was Anderes, meinte sie dabei aus Erfahrung.“

Auch jetzt mochte sie, in dieser geschult, wissen, daß ein kritischer Moment da sei, in welcher die Unerfahrene einer helfenden Seele bedürfte, und war aus dem Grunde mit der Frage nach Claqueurs an mich herantreten.

„Warum?“

In das Brado, welches bei dem Fallen des Vorhangs ertönte, mischte sich mein Name, diesmal aber auch von Bischen begleitet.

„Das ist dumm!“ Die Brand schüttelte das zierliche Köpfchen, von Diadem und Schleier beschwert. — „Hören Sie nicht?“ Ich hörte und lehnte wie zerbrochen an den Coullissen. „Wollen Sie erscheinen?“ Der Tenor trat an mich heran, hübsch, aber mit satanischem Lächeln. „Man ruft Sie ja!“

Und stärker rief man draußen: „Waldau raus, Waldau raus!“ Aber stärker auch erklang Bischen und Pfeifen nebenher. Es wäre für eine routinirte Sängerin ein zweifelhaft fataler Moment gewesen: eine Anfängerin wußte sich keinen Rath.

Wie ein Engel in der Noth kam jetzt der Capellmeister herauf geeilt: „In Gottes Namen, Fräulein Waldau, gehen Sie heraus, Sie haben verdient daß man Sie ruft!“

Zornig blickte er den Tenor an. Der lächelte hübsch, glatt, satanischer noch denn bisher. Der Vorhang ging auf; an seiner Hand verbeugte ich mich vor dem Publikum, das

mir fast nur aus Augen und Kehlen zu bestehen schien; es wurde wieder gezischt, aber im Ganzen gelangte doch das Bravo zur Oberhand.

„Bravura fortuna!“ sagte der Capellmeister freundlich, als ich zurückkam, „es ist keine Niederlage!“ Dann: „Nehmen Sie sich der Waldau etwas an, wandte er sich zu der Brand, nicht uns zu und ging an seinen Platz im Orchester.“

„Sein's ruhig,“ tuschelte die mir zu, dann flüsterte sie schnell mit dem zweiten Tenor, einem Herrn Jäger. „Das war ein Streich von Wollmar und der Bellondi. — sie thut mir leid,“ sagte die Brand.

„Dem wollen wir auch mal einen Streich spielen, dem Einfaltspinsel,“ gab er zurück. „Wo ist denn Ihre Mutter?“

„In der Garderobe.“

Er ging der Richtung zu.

Was diese Mutter damit zu thun hatte, wußte ich nun nicht. Ich hatte nur das Bewußtsein, wie auf einem Vulcan zu stehen, aus dem jeden Augenblick die feindlichen Flammen schlagen würden. Mir war quallvoll zu Muthe! Ich würde geweint, ja mich nach dem stillen Zimmer unseres so verhassten dritten Stockes zurückgekehrt haben, hätte ich nur gekonnt. Aber ich mußte mich zusammennehmen, ich wollte, und Dank meiner noch ungebrochenen Jugendkraft, meinem nur auf ein Ziel concentrirten Willen gelang es mir auch. Die Vorstellung ging gut zu Ende.

Ob das allein mein Verdienst, oder ob die Mutter der Brand das wunderthätige Medium war, welches die bisher in Ruhe verbliebenen handfesten Fäuste einiger Parterre-Zuhörer in Bewegung setzte, so oft ich gesungen, und an welche sich die große Menge fröhlich wie einem sympathischen Leiter ihres Geschmades folgend, angeschlossen und so des Bischen überdante, weiß ich nicht, mag aber nach den Erfahrungen meiner späteren Bühnenlaufbahn gern glauben, daß sie ihre gutes Theil dazu beigetragen. Denn die Menge ist langsam und es bedarf, leider, für den momentanen Erfolg im Theater oft mehr einer kräftigen, freundlich gesimten Faust, als der stillen Sympathie des feinen Kunstverständnisses. Ich war heute jenen Fäusten dankbar, sie paralytirten wohlthunend die Anstrengungen meiner Gegner.

Man gratulirte mir allgemein am Schluß der Oper; man war gespannt, wer von uns Weibern, die Bellondi oder ich, die Primadonna davon tragen würde. Der Capellmeister war für mich. Tantschen und ich feierten noch einen späten



und glücklichen Abend; durfte ich doch ihr, die zu Haus geblieben, von einem Erfolg berichten.

Nichtsdestoweniger brachte am andern Morgen der Theaterdiener einen Brief vom Intendanten: man hatte mich ungenügend, ein feineres Gastspiel für unwürdig gefunden.

Starr, mit entsetztem Blick schaute ich auf die Hiobspost, der erste Schritt auf dem Weg zum Ziel hatte mit einer Niederlage, die erste Hoffnung mit einer Täuschung geendet. Ich brach in Thränen aus.

In dem Moment öffnete sich abermals die Thür, ich hatte ein leises Klopfen überhört; die Brand trat herein, von Herrn Zäger, dem gestrigen Grafen Leopold, begleitet. Sie waren Beide Wiener, leichtes, frohes, echtes Theaterblut, gute Kameraden, wie sie sich nannten.

„Da schau'n's her,“ rief sie fröhlich und schwenkte eine Zeitung in der Hand. „Aber was ist denn das?“ sagte sie bestürzt hinzu, als sie mich in Thränen fand.

Ich war so außer mir, ich fühlte mich so allein, so schön behandelt, so hilflos — Tantchen hatte gar kein Verständnis für diese Sachen — daß ich der Brand, die ich, gutmüthig wie sie war, doch sonst nie zu meiner Vertrauten gemacht haben würde, den Brief vom Intendanten wies.

„Schau'n's her, Franzert!“ sie wies denselben ihrem Begleiter.

„Es hast schon so!“ Sie blickten sich an. „Versteht,“ gab er zurück.

„s ist a schlechter Streich; schad't nix.“ Sie gab mir die Zeitung. „Da steht's wie's is. Sein's ruhig!“

Hier aber stand eine vortheilhafte Kritik über Fräulein Baldu, deren Debut zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, deren Engagement der Intendantz gerathen wurde vor der Bellondi, die allerdings mit Bravour und Glanz, aber doch nur leichte italienische Oper zu singen verstand, während die Stimme die Kraft der Leidenschaft, die ganze Erscheinung der Debitantin diese für die dramatische Musik prädestinirte, der doch immer mehr die Gegenwart und Zukunft der Oper gehöre.

Verwundert schaute ich zu der Brand auf: „Wie ist das möglich? Und dabei dieser Brief!“

„hm,“ machte sie, „hm,“ machte er. Dann blickten sie sich wieder an, zuckten die Schultern, wurden schließlich redselig, und aus ihrem halb österreichischen, halb hochdeutschen Geplauder erfuhr ich zulezt den ohngefährten Sachverhalt.

Nämlich der erste Tenor, den ich gestern in keiner vortheilhaften Rolle gehört, war mit seinem hohen C, seinem fantasien portamento und robueto der Liebling des Herzogs und beherrschte durch ihn die Oper. Er hatte sich vor einem Jahre mit der Bellondi überworfen, sie hatten sich diesen Sommer im Bad getroffen und versöhnt; sie wollten sich heirathen. Darum war die Bellondi gastiren gekommen, darum bestand er auf ihrem Engagement. Der Capellmeister machte sich nichts aus der Bellondi, die er von früher kannte, weil sie außer den wenigen Paraderollen nichts verstand als kotziren, falsch sang und eigenhändig war, wie der Tenor. Er hatte mich vorgezogen, da ich trotz meiner Anfängerschaft musikalisch bedeutend besser zu verwenden und zu verwerten sei. Aber der Tenor hatte mit seinem Willkür droht, der Herzog befohlen, der Intendant ohne Willen gehorcht, der Capellmeister in's Unvermeidliche sich gefügt: das Stellenjuchen, das Wechseln war seine Sache nicht; er hatte sechs Kinder. So hatte man schnell dahin operirt, mit jede fernere Gelegenheit abgeschritten, das Publikum für mich zu gewinnen, um auch einem unangenehmen Zeitungsreißer zu entgehen.

„Das müssen's gemerkt haben gestern Abend“, erklärte die Brand, „Beide, die Bellondi und der Wolmar wollten Sie durchfallen lassen. Die Zischer waren bezahlt. Ein andermal sehen Sie sich vor. Immer für gute Cloqueurs sorgen, auf alle Fälle, für jeden Fall.“

Und immer erstaunter sah ich sie an, blickte ich drein. Denn lustig und munter plauderten jetzt die Beiden, die es sich in meinem Hotelssalon so behaglich als möglich gemacht, weiter aus der Theaterproxi heraus; eigene Erlebnisse, Anekdoten, Intriguen, je nachdem mehr oder weniger pikant genöthigt, folgten einander im heitersten Tempo, sie waren ein leichtes Comödiantenblut! Die Brand sang, weil's ihr Leben war; Franzert — ein mittelmäßig begabter Sänger und ziemlich unbedeutender Mensch, den sie, je nachdem, wie ein Schopschündchen oder auch eine Ballvogge, zum Amüsement oder Schuß zu verwenden schien — weil er einmal „driu stecte“, idealen Ehrgeiz, ideales Streben kannten sie nicht, aber auch keinen gemeinen, und keine gemeine Geminusucht. Sie waren in ein ganz nettes Engagement gerathen; es reichte für ihre Bedürfnisse; sie tranken heute Champagner, morgen Kaffee und aßen Kartoffeln, gleich heiter, gleich froh! Sie bezahlten ihre Cloqueurs, ihre Aencensenten, intriguirten, wenn's nöthig war, schlugen um sich, wenn angegriffen, lebten sonst en bon camarade mit den Collegen; wenn's hier mal reißen sollte, fand sich auch etwas Anderes. Wie verschieden wir auch waren, wir waren einmal doch Collegen, es war ein gemeinschaftliches Band zwischen uns; denn das leichte Wesen steckt an: sie plauderten so lustig und vergnügt, daß ich zulezt fast meinen Kummer vergaß und munter wurde wie sie.

Ich glaube, sie würden keine Einwendungen gemacht haben, wenn ich den Tag meiner Niedertage mit einem Champagnerdiner erst recht vergnügt mit ihnen gefeiert hätte; sie machten nicht Miene zum Fortgehen, und ich mochte nicht unhöflich sein; ich glaube es wäre mindestens noch zum Lunch gekommen, hätte sich nicht abermals die Thür geöffnet.

Mein Salon schien ein Taubenschlag an diesem Morgen. Der Kellner brachte abermals eine Karte herein: Theaterdirector Schnell aus W.

„Der war gestern in der Oper und will Sie engagiren!“ jubelte die Brand, die über meine Schulter hinweg gleich mir den Namen gelesen. „Schlagen's ein,“ fuhr sie fort, unbekümmert um den dabei stehenden Kellner. „Der Herr ist angenehm,“ erklärte sie diesem, da ich etwas fassungsgelöst, eigentlich über sie, daftand.

Mit einer Discretion, die mir bei ihrem allerdings zu traulichen, hilfsbereiten, aber auch ungenirten Wesen angenehm auffiel, begnügte sie sich jetzt mit einer Verbeugung gegen den eintretenden Director und empfahl sich, ihren bon camarade, diesmal als folgtesames Schopschündchen, in's Schlepptau nehmend.

Die Alles wissende Brand hatte Recht gehabt. Nach einer halben Stunde schon war ich mit Herrn Schnell übereingekommen, die nächste Woche auf seiner Bühne für die fehlende dramatische Sängerin zu gastiren. Als eine Nachwirkung des Besuchs meiner heitern Collegen darf ich es wohl ansehen, daß ich jetzt, als Tantchen, das treue, den Kopf aus der Schlafraubentür hervorstreckte, gleichfalls in ein heiteres: „Auf denn nach W. . .!“ ausbrach. Hatte sich doch gleich etwas Anderes geboten, nachdem es hier gerissen.

Tantchen freilich konnte sich nicht so leicht darcin geben. Sie schüttelte den Kopf, daß es auch hier in der ganz gewöhnlichen Bretterwelt Intriguen gab, wie in der des Hofes und des Salons.





### Die Mutter und das genesende Kind.

Nach einem Gemälde von Anton Ebert auf Holz gezeichnet von A. Hasenhub.

O Mutterherz, du Born der Milde,  
Du gottgeweihter, heil'ger Ort,  
Hast auch die Welt, die rauhe, wilde,  
In dir weckt still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,  
Sonst bist in seiner Freuden Glanz,  
Seln Leiden nur macht dich erheben,  
Und selber selbst vergisst du ganz.

Albert Leeger.



# Der erste deutsche Luftschiffer in Berlin.

Mitgetheilt von **Emil König.**

Nach einem im Mai 1804 unternommenen, mißlungenen Versuche der Luftfahrt des Professor Bourquet zu Berlin, unternahm der Lehrer der Mathematik und Physik am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Jungius, die erste Luftfahrt in der ausgesprochenen Absicht, „in einer beträchtlichen Höhe der Atmosphäre einige interessante und für die Wissenschaft nützliche Versuche zu wiederholen und andere anzustellen“.

Der kühne Luftschiffer wollte die Erde so weit unter sich lassen, als der Chimborasso über den Meeresspiegel emporsteige.

Die Luftfahrt des ziemlich umfangreichen, aus zwei Halbkugeln zusammengesetzten Ballons erfolgte am Montag, den 16. September 1805, nachdem derselbe in der königlichen Bibliothek gegen ein Eintrittsgeld von 6 Groschen für die Person ausgeschickt worden war. Die beträchtlichen Kosten bestritt Jungius aus seinem eigenen Vermögen, so daß er genöthigt, von denen, welche sich das Aufsteigen in unmittelbarer Nähe mit ansehen wollten, einen Geldbeitrag zu erheben und zwar im ersten Platz pro Person  $1\frac{1}{2}$  Thaler, zweiter Platz  $\frac{1}{2}$  Thaler. Im Falle des Mißlingens des Unternehmens sollten die Beiträge zurückgezahlt werden.

Vom Garten der königlichen Thierarzneischule aus ließ sich der Ballon erheben. Die Füllung des Ballons ging gut von Statten, so daß das Aufsteigen pünktlich zur festgesetzten Stunde erfolgen konnte. Zwar jedoch ließ Jungius einen kleinen Versuchsballon steigen, welcher die Stärke und Richtung des Windes angeben sollte. Mit diesem roth- und weißgefärbten Luftschiffchen wurde eine Taube befördert, die sich in dem hier die Stelle der Gondel betretenden Körbchen befand, an welchem der Name des Aufsehers auf einem Zettel deutlich zu lesen war. Genau 5 Minuten nach 12 Uhr Mittags erhob sich der Ballon mit seinen beiden Anfassern unter den lebhaftesten Befallsrufen der Zuschauermenge schnell und steil in die Höhe. Lange konnte man bei dem günstigen, klaren Wetter der Luftschiffer sein Taschentuch schweben sehen. Mit Saft gefüllte Beutel im Gewicht von zusammen 140 Pfund bildeten den Ballast. In einer Höhe von 600 Fuß entleigte sich Jungius eines Theiles des Ballastes, was später, wie die Zuschauer deutlich wahrnahmen, noch zweimal geschah. Bei mäßigem Westwinde drehte der immer noch steigende Ballon über die Stadt hinweg, den Zuschauern noch lange sichtbar, bis er dem Auge endlich völlig entschwand.

Jetzt schien Jungius' Aufgabe erfüllt zu sein, denn vermuthlich hatte er die Höhe des Chimborasso erreicht.

Nach der noch in demselben Monat im Buchhandel erschienenen Beschreibung seiner Fahrt war er 20—21 000 Fuß von der Erde entfernt gewesen: er hatte somit sein Versprechen glänzend erfüllt. Gerade damit beschäftigt, die Entfernung des Ballons von der Erde festzustellen, vernahm Jungius ein Geräusch, dem eines von einer Plöcke abspringenden Korbes zu vergleichen; er blickte auf und gemahnte, daß der Ballon in seiner unteren Hälfte schon einen Riß erhalten habe, zwar noch klein, aber doch äußerst gefährdend, weil er sich jeden Augenblick erweitern konnte. Das Barometer ergab jetzt 5 Grad Kälte und dem Aeronauten klapperten die Zähne vor Frost. Dabei wurde er von einer so unvorstelllichen Müdigkeit befallen, daß er in einen schweren Schummer sank, der wohl eine Stunde andauerte. Als er erwachte, bemerkte er, daß durch den Riß im Ballon derselbe zum Sinken gebracht worden war. Er sank indeß nur langsam. Während Jungius sich auf den Boden der Gondel hingestreckt hatte, gemahnte er, wie das Loch im Ballon größer wurde, das Gas immer mehr entströmte und somit sein Luftschiff sich immer schneller der Erde näherte.

Der Ballon stand gerade über Mönchberg, als Jungius versuchte zu landen. Er warf den Anker aus, aber derselbe hafterte nicht, weil sich seine Thüle verbogen. Noch eine gute Strecke Weges wurde das schwankende Fahrzeug fortgeschleift; dabei strich es so nahe über einen Landsee hinweg, daß das Wasser die Gondel nützte und Jungius sich zu nochmaligem Ballastauswerfen entschloß. Der Jäger des Herrn von Flemming zu Budow kam glücklicher Weise dem kühnen Luftschiffer zu Hilfe und es gelang ihm, den Ballon anzuhaken, indem er das nachschleppende Anteseil ergriff und es an einem großen Felsstein befestigte. Herzlich froh verließ Jungius die Gondel, schüttelte seinem „Fehler in der Noth“ warm die Rechte und blühte dann noch der Uhr: es war genau halb Zwei. Er war schon gerade 1 Stunde 25 Minuten in den Lüften gewesen und hatte in dieser Zeit nahezu eine Entfernung von sieben deutschen Meilen zurückgelegt.

Nummerl entleerte der Luftschiffer den Ballon vollends, faltete ihn zusammen und ließ ihn auf einen Wagen verladen.

Inzwischen hatte sich eine große Anzahl Mönchberger eingefunden, die den wackeren Jungius beglückwünschten und ihn im Triumph nach ihrem Eldorado geleiteten, woselbst der salbige Gelehrte wie ein Kriegsheld empfangen wurde. Man gab ihm ein Gastmahl und toastete auf seine Gesundheit, während der Chronist in aller Stille das große Ereigniß der erfolgten glücklichen Landung des ersten deutschen Luftschiffers unweit des Eldadens in die Annalen von Mönchberg verzeichnete. Und es mußte dem Gelehrten bei den braven Mönchbergern

recht gut gefallen haben, denn er trat erst in der Nacht zum 18. September in Berlin wieder ein.

Nach seinen Mittheilungen hatte er keinerlei Beklemmung oder Abmüthungsbeschwerden in den höchsten Luftschichten, welche er erstiegen hatte, verspürt, ebensowenig Hunger und Durst. Letzterer stellte sich erst ein, nachdem Jungius gelandet war, und hielt mehrere Tage an, bis sich das körperliche Wohlbefinden unseres Gelehrten wieder völlig im alten Geleise befand.

Der kleine Versuchsballon, den er kurz vor seinem Aufsteigen in die Lüfte entsandt hatte, war in einem Erlenbruche des königlichen Lustischen Forstreviers, 15 Meilen von Berlin und 3 Meilen von Gustrin entfernt, unbeschädigt zur Erde gekommen. Zwei Hirtenjungen, die ihn schiefer für ein Wunder hielten, sahen ihn sinken und fürchteten sich vor dem unbekanntem Wesen, das da, vom Winde bewegt, am Boden lag. Sie eiften, das Ereigniß ihrem Herrn zu melden, daß ein sonderbares Ding vom Himmel herabgefallen sei und sich, weil es nicht leben und nicht sterben könne, zwischen den Erden umherwälze. Die Furcht der Knaben schwand erst, als sie im Gefleite eines Mannes nahe an das allmählig zur Ruhe kommende Luftschiffchen herantraten und sie in dessen angehängten Körbe die Taube bemerkten, die sich trotz der flüchtigen Luftreise ganz wohl befand. Auch der angeheftete Zettel war noch vorhanden. Aus diesem erfuhr man den Abender und den Zweck des kleinen Versuchsballons und befruchtete dann Taube, Korb und Ballon zurück nach Berlin. Auf seine Kosten war Jungius aber nicht gekommen, vermuthlich in Folge der vielen „Zaungräbe“, wie der Berliner die Zuschauer von öffentlichen Productionen nennt, die denselben außerhalb des ungenügenden Zuschauertraumes ohne Eintrittsgeld zu zahlen bezwohen. Deshalb deckten Jungius' Freunde und Verehrer durch eine nachträgliche Sammlung den Ausfall, wie das nur in der Billigkeit dem Mann gegenüber war, der im Dienste der Wissenschaft freudig sein Leben eingestiftet hatte.

Schon im nächsten Frühjahr unternahm Jungius seine zweite Luftreise und zwar abermals in seinem alten Ballon. Diesmal traf er jedoch größere Vorbereitungen. Am Montag, den 19. Mai 1806, stieg er in seinem Fahrzeug abermals vom Garten der königlichen Thierarzneischule aus in die Lüfte empor. König Friedrich Wilhelm III. die Königin Louise, sowie sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses hatten beschlossen, der Luftfahrt des kühnen Mannes beizuwohnen, in Folge dessen war die Vertheilung eine außerordentliche.

Kurz zuvor war ein französischer Luftschiffer verunglückt, deshalb sah mancher von Jungius' Freunden dem Unterfangen mit einer gewissen Bangigkeit entgegen.

Die Witterung schien der Luftfahrt diesmal wenig günstig. Es hatte die Tage vorher heftig geregnet und auch der Morgen des 19. Mai begann trübe und nebelig. Gegen 1 Uhr aber, als Jungius, wie bei seiner ersten Reise, den kleinen Versuchsballon steigen ließ, hatte sich das Wetter gänzlich aufgehellt und ein frischer Nordwind wehte. Jungius verabschiedete sich von seinem König, bestieg  $\frac{3}{4}$  1 Uhr die Gondel und in majestätischer Ruhe stieg das Schiff, zu dessen Füllung 3000 Pfund Schwefelsäure erforderlich gewesen waren, in die Lüfte.

Jungius hatte sich auf dieser Fahrt Begleitung mitgenommen: den fünfzehnjährigen Gymnasialten Köhly; außerdem hatten die beiden Aeronauten drei Tauben und eine Gans in ihrer Gesellschaft.

In einer Höhe von etwa 4000 Fuß warfen sie die Gans aus der Gondel. Dieselbe breitete ihre Flügel aus und kam wohlbehalten auf einer Wiese in der Nähe des Grezzerplatzes herab. Man hatte vor der Abfahrt beschlossen, sobald der Ballon die Entfernung von 15 000 Fuß von der Erde erreicht haben würde, denselben herabzulassen und den jungen Gymnasialten auszulassen, und führte dies Vorhaben auch glücklich aus; denn 30 Minuten nach 2 Uhr landete der Ballon zwischen Großbeeren und Seltersdorf. Um achtzig Pfund erleichtert, erhob er sich dann, wie man von Berlin aus durch gute Fernrohre beobachtet, wieder. Leider war Jungius beim Landen das Barometer zerbrochen, so daß er bei dieser Ausfaller die Höhe nicht genau berechnen konnte; immerhin soll dieselbe nach seiner Schätzung 20 000 Fuß betragen haben. Die schreckliche Landung ging auch jetzt nicht leicht von Statten. Des unter dem Ballon befindlichen Sumpfes halber mußte Jungius Ballast auswerfen, um das Sinken des Ballons zu verzögern. In dem verfolge der Anker dann den Dienst und erst der dritte Versuch gelang. Fünf Minuten über halb drei Uhr betrat der Aeronaut zwischen Neudorf und Trebbin,  $5\frac{1}{2}$  Meilen von Berlin, den Erdboden wieder, zufrieden mit seinen für die Wissenschaft erzielten Resultaten. In Trebbin fand er im Hause des Oberpredigers Pfälzenreuter eine gastliche Aufnahme. Nach seiner Rückkunft erkrankte er den König und der Königin Bericht. Tags zuvor hatte das Königspaar bereit seinen jugendlichen Reisegenossen Köhly empfangen. Letzterer war seine Luftfahrt, von ein paar decen Stößen, welche er bei seiner Landung davongetragen, abgesehen, ebenfalls wohl bekommen.



## Frühlingstage.

Von F. Lago.

(Schluß.)

Langsam, leisen Schritten ging sie vorwärts, die bebenden Hände beschwichtigend gegen die Brust gepreßt. Jetzt konnte sie das Pärchen dicht nebeneinander sitzen sehen.

Hilda war ihre kaum je so reizend erschienen wie eben. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, sie mußte dem auf sie niederblickenden Walter etwas sehr Schönes und sehr Wichtiges vertraut haben.

„Nun hast Du in mein Herz geschaut, wie noch Keiner auf Erden,“ sagte sie hochaufstrebend, nestelte den Weidenkranz in ihrem Gürtel fest und umfaßte mit beiden Händen Walters Rechte.

Wählich zu ihm aufsehend mit überströmenden Augen, kam es flockend, schluchzend von ihren Lippen:

„Ach, was hilft es aber, und wenn wir uns noch so treu und innig liebten, Ansel Walter, betrauten können wir uns ja doch nicht!“ Er strich lieblosend über ihre goldschimmernden Flechten:

„Dalte nur den Kopf hoch und das Herz warm, liebes Kind; alles Andere überlasse getrost meiner Fürsorge. Ein Keiner lustiger Vogel wie Du mußt fliegen und im Sonnenschein fliegen. Sieh, wie verheißungsvoll er leuchtet! Soll ich Dir gleich jetzt einen Strich in Dein bekümmertes Herzchen leuchten lassen? Du darfst Dir aber nichts merken lassen, denn eigentlich sollte ich noch schweigen.“ Walter mochte den wieder aufleuchtenden schönen Augen nicht widerstehen können. Er neigte sich dicht zu Hildas Ohr, ihr einige Worte zusüßend:

Sie mußte Herrliches erathen haben, denn ein heller Jubelruf kam über ihre Lippen, und im Augenblick hatte sie die Arme um Walters Nacken geschlungen und ihn geküßt und wieder geküßt. „O, wie soll ich Dir danken, Du Liebster, Bester!“

Er stand auf, legte bebend auf den Finger auf die Lippen und fragte lächelnd: „Bin ich Dir wirklich der Liebste, Beste?“

Das junge Mädchen lachte schalhaft und sprach davon.

Walter sah ihr nach, bis die kindlich reizende Gestalt seinen Blicken entschwunden war, dann schritt er eilig an Felice vorüber, dem Haupte zu. Die junge Frau lehnte noch immer wie betäubt an der Schiebthürschwelle; ihre brennenden Augen folgten dem Manne, an den sie mit aller Inbrunst geglaubt hatte, wie an den Himmel und die ewige Seligkeit.

Ihre Hände krampften sich in das dornige Gezweig und dumpfe Schmerzenslaute entzogen sich der gequälten Brust.

War das ihr Glück? War es das? Warum hatte sie nicht unwissend und vertrauensvoll bleiben dürfen in ihres Herzens Einsamkeit?

Warum mußte sie dem verlodenden Sonnenschein folgen, um nun das Entsetzliche zu sehen, was sein gleichender Schimmer ihr bis dahin barmherzig verborgen hatte? „O Walter, warum hast Du mir das gethan!“

Mühsam schritt sie bis zu der Bank hinüber, am äußersten Ende auszubringen, als fände sie keinen Raum neben zwei Anderen.

Hier war immer ihr Lieblingsplätze gewesen; wie oft hatte sie hier geträumt, ach, so süß geträumt. Weit konnte man hinausschauen in das blühende Land und sah doch selbst im eigenen traulichen Nestchen. Die junge Frau lachte bitter auf. Der Frühling ist ein böser Zauberer, daß er die Menschenherzen so unendlich herauschen und behörden kann mit süßen, giftatmendem Duft verborgener Blüten. Dem Einen giebt, dem Andern nimmt er Alles.

Felice schauerte zusammen trotz der warmen stillen Frühlingluft. Wo war Lust und Glück geblieben, und wo der friedensbringende himmlische Sonnenschein?

Erloschen, vergangen mitten im Lenz, O, daß sie nicht krünte bei ihrem Lieblich schlummern durfte, ehe sie solchen Jammer erfahren! Konnte sie ihn auskosten und weiter leben? Nein, hier wo sie ihr Glück gefunden und verloren hatte, konnte sie weder leben noch sterben.

Unten auf der Straße rollte ein kleiner Einspänner vorüber. Das helle, lustige Reichenkranz schwebte Felice aus ihrem Sinnem auf.

Sie erkannte ihr eigenes Gesicht. Walter lufscherte selbst; er fuhr wohl zu seinem Freunde, dem benachbarten Fabrikherrn hinüber.

Nun erhob sie sich und schritt nach dem Haupte zurück, mühsam ihre erschütterten Kräfte und Gedanken zusammenhaltend. Auf ihrem bleichen Gesicht lag eine trostlose Entschlossenheit.

Mit unheimlicher Ruhe gab sie ihrer Dienerin die Weisung, sofort ihren Koffer mit den unentbehrlichsten Sachen zu packen und ihn an die Landungsstelle hinauf zu schaffen. Sie fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Mainz, um für einige Tage in der Behandlung ihres alten Hausarztes zu bleiben.

Dann ging sie zum letzten Mal durch die sonnenhellen, traulichen Räume in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie sank in den Sessel vor seinem Schreibtisch. Von der Wand darüber lächelte sie ihr eigenes Bild an, von damals, wo sie in brüderlicher Erwartung der frohen Zukunft barste, nichts ahnend von der ganzen reichen Fülle des Glückes und des Lebens, die über sie kommen sollten. Mit bebender Hand schrieb sie nur diese wenigen Zeilen:

„Ich gehe fort, denn Claus von uns Dreien ist zu viel unter diesem Daß. Lebe glücklich, wenn Du kannst, und forche nicht noch mir. Du kennst ja meinen Watschspruch, er ist mir zu fest in's Herz geschrieben, als daß ich ihn vergessen könnte.“

„Alles oder Nichts.“

Felice.“

Dann schritt sie schnell ohne umgesehen hinaus, Haus und Garten hinter sich lassend, die Treppe hinauf. Draußen läutete man schon, das staltliche Schiff hatte für wenige Minuten gelandet. Als Felice über die schwante Schiffsbrücke schritt und hinabblinnte in die immeragene Fluth, kam ihr ein sonderbarer Gedanke: Warum sie nur weiter irren wollte, trostlos und mühsam? Mühte sie nicht dort unten schneller Ruhe und Vergessen finden können? Dennoch graute ihr vor dem Ungeheuerlichen, und als sie ein plötzlicher Schwindel überkam, erfaßte sie mechanisch den Arm des Capitains, der sie kannte und, ihr Bögern bemerkend, der jungen Frau entgegenreichte, die ihm noch recht angegriffen von dem langen Kranksein entgingen.

Die kurze Strecke bis Mainz legte der „Kaiser Wilhelm“ schnell zurück.

Felice hatte vorhin noch mit einem leichten, langen Blick Abschied genommen von dem freundlichen Weinberghaus droben, bis ihr heisse Thränen über die Wangen rollten. Nun schaute sie nicht mehr zurück, schmerzbar schlummernd ruhte sie auf dem Vorderdeck. Der stimmende Sonnenschein ringsum that ihr förmlich weh, es gab ja keinen mehr für sie, seit er in den geliebten braunen Augen für sie erloschen war.

Von Mainz fuhr Felice mit dem Elzjug nach Frankfurt weiter. Dort wußte sie eine stille, einsame Freundin ihrer seligen Mutter, bei der sie vorübergehend bleiben konnte; weiter hinaus dachte sie noch nicht. Wozu auch?

Und nun war sie dort und sah die nichtdenkenden Tage über in dem alväterischen Sorgenkruß am Fenster des stillen Zimmers, hoch über dem geräuschvollen Treiben der fremden Menge dr unten.

Vergessen wollte sie suchen und fand es doch nimmer. Jammer kamen die alten Lieben, keine Träume von Sonne und Leib, Liebe und Tod. Sie hatte ja keine anderen Gedanken; wie lange mußte sie es tragen?

Und der Sonnenschein zeichnete mit goldenem Finger die Bilder dazu. Er schlich sogar in ihr Herz und wedte dort wunderliche Zweifel und zudringliche, widersprechende Gedanken.

Während Felice stöhnend das Antlitz in den Händen barg und Gott um Rath und Hilfe flehte, überdies sie, wie draußen Jemand eingelassen ward und eilige Schritte sich der Thür näherten, die behutlos geöffnet wurde.

„Mein armes geliebtes Weib,“ flüsterte der hohe, bleiche Mann, der eben eingetreten war, die gebrochene Gestalt vor sich zärtlich und schmerzlich zugleich betrachtend, „was mußt Du gelitten haben! — Felice!“ rief er leise und lag im nächsten Augenblick zu ihren Füßen, ihre bebenden Hände, ihr thränenmildes Gesicht mit heißen Küßen bedeckend.

Altenred, fassungslos starrte sie zu ihm nieder, wie aus wirrem, schwerem Traum erwachend. „Und Hilda?“ war Alles, was ihre Lippen sagen konnten. „Acht Gottlob nichts von dem Unheil, was sie angeflistet. Sie ist glückliche Braut und kann Deine Mühsal kaum erwarten; ich denke, wir richten ihr daheim bald die Hochzeit aus.“

Felice schwieg tief betroffen, nur aus ihren großen glänzenden Augen sprachen lauter stumme Fragen.

„Von alledem konntest Du freilich nichts ahnen, so lange Du krank und auf uns allein angewiesen warst, mein Lieblich. Du konntest ihn ja nicht einmal, den jungen Doctor, den die Schindlucht nach seinem geliebten Mädchen auch nach dem Rhein getrieben hatte und zwar in unsere nächste Nachbarschaft. Bemerkte ich doch selbst das Einverständlich der beiden jungen Leute spät genug. Da ich nun sah, wie Hilda Dir an's Herz gewachsen war, beschloß ich, halb um Deinet halb um ihrertwillen ihr Glück nach Kräften zu fördern, um sie wenigstens in Deiner Nähe festzuhalten.“

„Mein Freund, unser Nachbar, der gerade einen neuen Director für seine Fabrik brauchte, nahm auf meine Veranlassung hin den mit thätigen Kenntnissen ausgerüsteter jungen Mann für diese bedeutende Stellung an, und damit ist den beiden Glücklichen die Gründung eines eigenen Herdes schneller ermöglicht, als sie es sich je träumen ließen.“

„Hilts Liebererfahrung und Freude und die Weigerung ihrer überschwänglichen und doch wohl vergehlichen Dantbarkeit sahst Du, denke ich, in jenen für Dich und mich so verhängnisvollen Augenblicken selbst. Und nun verstehst Du wohl Alles, meine Felice?“

Tief beschämt hatte sie längst ihr erglühendes Antlitz an seiner treuen Brust geborgen und ehe er's wehren konnte seine liebe Hand inbrünstig an die Lippen gedrückt.

„Kannst Du mir denn je mein thörichtes, schlimmes Mißtrauen vergeben, Geliebter?“

„Ja, Du herziges, theures Weib, es aber unter einer Bedingung.“



Ich habe Deinen Wablspruch auch in mein Herz geschrieben, und darf nun nichts Halbes in Deiner vertrauenden Liebe zu mir dulden. Was ich gebe, will auch ich voll und ganz wieder empfangen, wie Du: Alles oder Nichts."

Sie hielten sich lange umschlingend, und der Sonnenschein, der warm und golden hereinstrahlte, spiegelte sich so strahlend, daß es eine

Lust war, in den Augen der beiden Glücklichen, die sich wiedergefunden hatten für immer.

Ja, der Frühling muß ein mächtiger Zauberer sein, daß er mit der Liebe Sand in Hand geht, und sicher auch ein Lieblich des Himmels, der die sonnigsten, mondigsten Tage über die Erde streut und in's Leben der Menschen.

## Was ich liebe.

Ich lieb' die hellen, goldnen Tage  
Voll Sonnenschein und Frühlingsluft,  
Voll Kesselfang und frohen Jubel,  
Voll süßer Blumen Opferduft;  
Den Wald mit seinem stillen Frieden,  
Die Bäume die mir so vertraut,  
Durch deren dichtbelaubte Kronen  
Der weite, blaue Himmel schaut.

Ich lieb' die klaren Mondschelmächte  
Wenn wallend weicher Nebel weht  
Und durch die Blüthen all' und Blätter  
Ein Hüßern und ein Kauschen geht.  
Wenn wunderbar am Firmamente  
Die ew'gen Sternenzüge glühn,  
Wenn's Heimgang s'iept, die Käfer schwirren,  
Glühwürmchen lichte Kreise ziehn.

Ich lieb' das Meer mit hohen Wogen,  
Mit seiner Ebbe, Sturm und Fluth;  
Die Perle, die in seinem Schooße  
Im Muschelbett süß schlummernd ruht.  
Ich liebe Ruh und frisches Leben,  
Wie san'gen Ernst und heitern Scherz,  
Doch lieb' vor Allem ich hütende,  
Ein treu befandnes Menschenherz.

M. 1100.

## Die Jubiläums-Ausstellung in Berlin.

Es ist in der Presse schon vielfach von der im laufenden Jahre in Berlin zu veranstaltenden Jubiläums-Ausstellung die Rede gewesen. Die Leser wird es interessieren, Weniges darüber zu erfahren. Der preussische Landtag hat der Staatsregierung zu dem Zwecke 100 000 Mark als Staatsbeitrag bewilligt. Ueber die Zwecke der Ausstellung gab der Kultusminister folgende Auskunft, nachdem er vorausgeschickt hatte, daß die Ausstellung ein Unternehmen der Berliner Kunst-Akademie sei: „Im künftigen Mai sind 100 Jahre verflossen, seit die akademischen Ausstellungen in Berlin begonnen haben. Daher lag der Wunsch nahe, daß dieses hervorragende Institut vor den Augen eines größeren Publicums seine Leistungen zeigen will und auch das Bedürfnis hat, in einer historischen Abtheilung der Ausstellung die Entwicklung unserer heimischen Kunst rückblickend vorzuführen.“

„Zu meiner Freude hat sich ja nun das Gebäude der ehemaligen Hygiene-Ausstellung als ein für diese Zwecke geeignetes erwiesen. Der Staat hat von vornherein, als er die 100 000 Mark in das Extrabudget des Staatshaushalts-Etats einsetzte, ungefähr diejenige Summe übernehmen wollen, welche durch die für den besonderen Zweck erforderliche Erweiterung des bestehenden Gebäudes erhöht wurde. Diese Erweiterung ist in Aussicht genommen namentlich für den eben von mir erwähnten historischen Theil der Ausstellung, der bis auf das Festsitzende Friedrichs des Großen zurückgeht, wie es gerechtfertigt war bei einer Ausstellung, welche an das Jahr 1786, als den Beginn unserer Ausstellungen, erinnert. Dieser Anbau ist auf ungefähr 92 000 Mark veranschlagt; der innere Umbau, die Vermehrung des Lichtes, anderweitige Eintheilung und dergleichen auf 163 000 Mark, die innere Ausstattung und Decoration auf 60 bis 80 000 Mark, also zusammen auf 315 000 bis 395 000 Mark. 100 000 Mark werden vom Staate erhoben, 100 000 Mark hat die Stadt Berlin gespendet und den Rest trägt nun zunächst als finanzielle Unterlage der Kunstausstellungsgesellschaft. Dieser Fonds ist nicht ein Staatsfonds, sondern seine Verwendung steht zunächst der Corporation der Akademie zu. Es erklärt es sich, daß über ihn nicht in der Weise Rücksicht abgelegt wird, wie über andere Nebenfonds, welche dem Staate ausschließlich gehören.“

Da der Abgeordnete Alexander Meier, welcher Breslau vertritt, die Bemerkung machte, er glaube, daß das Knienleben im sogenannten neuen Dreieck, einer Localität des Ausstellungsparks, mit den künstlerischen Zwecken der Ausstellung nichts zu thun habe und ganz des ethischen Hintergrundes entbehe, jedenfalls dürfte dasselbe nicht über 10 Uhr Abends ausgedehnt werden, so erklärte der Kultusminister dagegen: „Ich hätte sehr gewünscht, daß der Herr Redner etwas deutlicher seine Wünsche mir gegenüber zu erkennen gegeben hätte. Ich muß gestehen, ich habe keine Zeit gehabt, alle die Zeitungen zu lesen, wie ich die Unterlage für seine Anfrage nicht bekannt. Das steht natürlich fest, daß der Zweck der künftigen Ausstellung nicht, wie er zu befürchten scheint, die Bierwirtschaft sein soll; allein Jeder, der Ausstellungen dieser Art besucht hat, wird dankbar anerkennen, wenn dabei für die Erziehung gesorgt ist. Es ist das nötig, schon um die Kräfte frisch zu erhalten zum weiteren Kunstgenuss. Herr S. von den großen nationalen Ausstellungen in München und anderen Orten beigezogen hat, wird befürchten, daß das Publikum für anständige Erziehungsorte innerhalb des Ausstellungstraumes oder im Anschluß an denselben sehr erkenntlich ist.“

„Es ist der Wunsch und die Absicht der Akademie der Künste, ähnlich wie es bei der Gartenbau-Ausstellung schon vom Publikum mit

Dank aufgenommen worden, die Kunstwerke auch bei elektrischer Beleuchtung zu zeigen, weil nach unseren ganzen Lebensbedingungen sehr zahlreiche, auch die gebildeten Schichten umfassende Kreise erst nach überstandener Tageslast und Hitze daran denken können, sich Kunstgenüsse zu schaffen. Wir haben bei der Gartenbau-Ausstellung, die ich dem Schönen anreize mag auf diesem Gebiete gesehen worden ist, erfahren, wie hochgebildete Leute erst im Laufe des Abends Gelegenheit fanden, sich an den herrlichen Erzeugnissen der Gartenbaukunst zu erfreuen.“

„Ich weiß nicht, ob wegen der abendlichen Dauer der Ausstellung schon bestimmte Anordnungen getroffen sind, aber ich glaube, die Ausstellung selbst wird spätestens etwa bis 11 Uhr wahren, und ich bin überzeugt, daß die Abendausstellung eine Gestalt bewahren wird, welche der hohen Aufgabe des Unternehmens in jeder Beziehung würdig ist.“

„Meine Herren, ich komme noch mit einem Worte auf das sogenannte „naffe Dreieck“ zurück. Ich bitte Sie, statt dieser Benennung von nun an den Ausdruck „Haisfisches Dreieck“ zu gebrauchen. Denn jener Ausdruck „naffes Dreieck“ ist aus den Schriftstücken verschwunden, seitdem die Herren Hoffmann und Heyden den großartigen Bau dort projectirt haben, welcher, meines Wissens, in früheren Veranstaltungen seines Gleichen nicht hat. Er verfolgt die Absicht, den Zeustempel von Olympia in Originalgröße vorzuführen und außerdem einen Anbau zu gewähren, wie etwa die eine Seite des großen pergamenischen Altars vor 2 Jahrtausenden sich ausgenommen hat. Wenn man sich dieses Bild vergegenwärtigt, so wird man ungefähr einen Begriff haben von der Großartigkeit dieser Idee. Ich habe das Interesse der Kunsterhaltung dadurch bewiesen, daß ich den Unternehmern unter Wahrung des Eigenthums und des Vertriebsrechtes des Staates die Nachbildungen der Reliefplatten gab, welche sie für den Ostgiebel des Tempels gebrauchten. Ferner gab ich ihnen Abgüsse der Figuren des pergamenischen Altars, wie sie aus der Restauration hervorgegangen sind. (Dieser Bau ist nun bereits vollendet.)

„Das Ganze wird dadurch noch bedeutamer, daß in dem Halbkreis, der sich an den Tempel ansetzt, ein 68 m langes und 14 m hohes Panorama, das alte Pergamon darstellend, ausgenommen werden wird. Zwei unserer tüchtigsten jungen Künstler sind Monate lang in Pergamon gewesen und haben an Ort und Stelle die nöthigen Skizzen dazu gemacht. Durch Zutritt von Kunst- und Bauverständigen ist auf diese Weise eine Reconstruction des gesammten Pergamon entstanden, und aus dieser Arbeit wird ein Colossalbild hervorgehen, wie es in solcher Weise noch nie gesehen worden ist. Also wir können mit Stolz auf dieses Unternehmen hinblicken, und es freut mich, diese anerkennenden Worte heute schon aussprechen zu dürfen.“

„Es ist außerdem ungefähr an der Stelle, wo früher das zweite Restaurationslocal war, noch ein neues Kunstinstitut, ein großes Diorama geplant, das, wie sich die Herren durch den Augenblick überzeugen können, wenigstens im äußeren Bau vollständig fertig ist. Um den Blick auf den Tempelbau noch wirkungsvoller zu machen, ist in den letzten Tagen Seitens aller zuständigen Instanzen das Project genehmigt worden, den Straßendam über die Mauerstraße zu durchbrechen und mittelst dieser breiten Oeffnung den Weg zum Tempel frei zu machen, der seinerseits sich über der Freitreppe mit den pergamenischen Sculpturen erhebt.“

Die Ausstellung wird am 20. Mai eröffnet.



## Einf.

(In ein Album.)

Wenn einst, auf Deinem Pfade Raß zu halten,  
Du sinnend überstauft vergangnes Glück,  
So führe unter allen den Gestalten  
Auch mich Dir die Erinnerung zurück.

Gedenke dann der rosenfarb'nen Tage,  
Die ich in Deiner Kühle froh verweilt,  
Und glaube, daß ich stillbewegt beklage,  
Daß diese Zeit so flüchtig schnell entteilt.

Wolfram Diet.

## Schlesische Trachten.

(Mit Illustration.)

In Preussisch- und Oesterreichisch-Schlesien haben sich bei Mädchen und Frauen noch Volkstrachten erhalten, welche ihren slavischen — Ursprung nicht verleugnen. Die Landmädchen, welche selten auf Schönheit Anspruch machen können, aber meist derbe, gesunde Figuren sind, tragen gleich den Frauen noch vielfach in kurzer Taille „Pelzeln“ oder „Gestalten“, das sind Nieder mit Besthalten und Spangen. Im Sommer trägt man oft weiße Juponé mit gestreiften, dickbauchigen kurzen Aermeln, im Winter warme Spenser mit Schöpfsteulenaermeln.

Eine Besonderheit ist die, daß Mädchen wie Frauen eine dicke, wulstige Masse von kurzen Röcken über einander tragen, die der Gestalt ein widerwärtiges Aussehen geben. Bei den Mädchen ist der oberste, fast verdeckte Rock meist grell bunt, aber hat wenigstens mehrere bunte Querstreifen, die nicht übel aussehen. Dazu bunte, meist rotbe Strümpfe, niedrige Schuhe ohne Absätze, so daß die Beine, wenn die Füße klein sind, keinen unangenehmen Eindruck machen.

Eine andere Eigenschaft sind die breiten, bunten Schürzen, meist von Kattun, welche fast um den ganzen Körper herumreichen. Sowohl Frauen als Mädchen tragen solche Schürzen, die sich auch bei allen Wenden in Deutschland vorfinden.

Sehr wesentlich sind die sogenannten „Purp'richla“ oder „Purp'richla“, das sind grellfarbige, gemusterte Tücher zu zweierlei Zwecken: einmal werden sie um Hals und Brust getragen, theils unter der „Gestalt“, theils über derselben, sodann aber als Kopbedeckungen, und zu letztem Zwecke schlingt man die Tücher meistens so, daß zwei von den vier Ecken breit hinter den Ohren herabhängen. Das Tuch wird dabei so arrangirt, daß es einen Theil des Haares am Vorderkopfe unverhüllt läßt, aber nicht in allen Fällen. Namentlich ältere Frauen verhüllen sich mit dem Purp'richl den ganzen Kopf.

Im Oesterreichischen Schlesien führt das Kopfgebirde der Frauen

und vieler Mädchen des volkstümlichen Ausdruck „der Brach“. Es ist ein funfherdicht zusammengelastetes gefestetes Tuch, welches das Hinterhaupt schachtelartig bedt, zwei Seitenflügel formirt und einen dreieckigen Bügel nach unten hin vorragen läßt. Auch an den chrunwürbigen Trachten hat die gefestigte Mode die corrigierende Hand gelegt; er wird immer kleiner in seinen Umrißen, „a Minor Brach“. Keltische Mütter tragen noch den wulstigen, spitzenbesetzten und schneeweißen Kopfpuck, der rüchwärts Schulterbreite erreicht, in reiner Tradition. Junge Geschlechter, besonders jene in der Nähe der Stadt, lieben ein miniaturtes Gebilde aus lichtgemusterten feinen Tüchern.

Ein uraltes Kopfstüd ist bei den Frauen die sogenannte Barthauhe. Diese ist das sicherste Zeichen des gemeinsamen nordischen Ursprungs. Mögen auch Formen und Stoffe, wie das ja von dem Einflusse moderner Gesellschaften nicht anders zu erwarten war, die mannigfaltigsten Abweichungen zeigen — die Grundform ist überall zu erkennen. Diese besteht aus zwei Theilen: der Kappe, welche in der Stirnpartie glatt, am Rücktheile (Hinterkopfe) fest zusammengefaßt ist, und den beiden Borten, die vorn auf der Brust manchmal durch eine Schleiße verbunden, manchmal aber auch offen flattern und so bald auf der Brust, bald auf dem Rücken liegen. Diese Kappe und diese Borten finden sich in allen nordischen Gegenden. Weit sind die Barthauben aus dunk-

lem Seidentoffe, die Borten außerordentlich gefestigt, von schwarzen Spitzen oder geringern Stoffe, je nach der Wohlhabenheit der Trägerinnen, mit großer Sorgfalt gefestigt. Im Sommer aber und als Staatstracht im Hause tragen wohlhabendere Bäuerinnen auch Barthauben von weissem Stoffe, dazu ein Nieder und ein weißes Hemd mit den schon erwähnten Busfarmeln.

Junge schlesische Landmädchen tragen zum Staate das Haar in der



Schlesisches Mädchen in historischer Tracht.

Nach einer Photographie gezeichnet von V. Bartunef.



Regel frei, nach hinten gekämmt und mit zwei herabhängenden Äpfeln, an deren Enden Bandschleifen befestigt sind, was ganz allerliebste aussieht.

Nußerdem aber besteht noch eine andere, sehr alte Manier, das Haar zu ordnen und es bloß zu tragen, bei derselben werden auch

Äpfel (oder doch einer) gestochen, diese jedoch so um den Kopf gelegt, daß sie eine Art Krone bilden um welche ein breites schwarzes Band durchgeschlungen wird. Dieser Kopputz findet sich bei Frauen wie bei Mädchen; letztere tragen an Festtagen statt des schwarzen oft ein hell leuchtendes Band, roth, blau oder grün, von Seide oder Wolle.

## Ver mis ch te s.

**Breslau.** Vom schlesischen Museum der bildenden Künste. Im Kupferstichsaal ist eine ausgewählte Sammlung Rembrandt'scher Radirungen aus dem Besitze des Herrn von Treppe in Pilgramsheim ausgestellt.

**Viennois.** Zu dem königlichen Privilegium wegen Ausfertigung auf den Inhabern laudender Anleihscheine der Stadt Vienne zum Betrage von 1 000 000 Mark heißt es:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u.

Nachdem der Magistrat der Stadt Vienne im Einverständnisse mit den Stadtverordneten dasebst beschloßen hat, die zur Rückzahlung älterer, der städtischen Sparkasse entnommener Darlehen, zur Deckung entstandener Mehrausgaben für die zum Bau der Secundär-Bahn Vienne-Goldsberg dem Fiskus gegenüber entnommenen Leistungen, zur Bestreitung der Kosten für den Ankauf einer Forstfläche sowie zum Neubau eines Schulgebäudes — erforderlichen Geldmittel im Wege einer Anleihe zu beschaffen, wollen Wir auf den Antrag des Magistrats: „zu diesem Zwecke auf jeden Inhaber laudende, mit Zinsscheinen versehene, Seitens der Gläubiger unkündbare Anleihscheine im Betrage von 1 000 000 Mk. ausstellen zu dürfen“, da sich hiergegen weder im Interesse der Gläubiger noch der Schuldnerin Etwas zu erinnern gefunden hat, gemäß § 2 des Gesetzes vom 17. Juni 1833 zur Ausstellung von Anleihscheinen zum Betrage von 1 000 000 Mk., in Buchstaben: Einer Million Mark, welche in folgenden Abschnitten: 400 000 Mk. zu 2000 Mk., 300 000 Mk. zu 1000 Mk., 250 000 Mk. zu 500 Mk., 50 000 Mk. zu 200 Mk., zusammen 1 000 000 Mark, nach dem anliegenden Muster auszufertigen, mit vier Procent jährlich zu verzinsen und nach dem festgestellten Tilgungsplane mittelst Verlosung oder freihändigen Ankaufs von Anleihscheinen jährlich vom 1. April 1886 ab: a. in Höhe von 90 900 Mk. mit 2 1/2 %, b. in Höhe von 90 000 Mk., mit 1 1/2 %, c. in Höhe von 819 100 Mark mit wenigstens Einem Procent der bezüglichen Beträge unter Zuwachs der Zinsen von den getilgten Anleihscheinen zu tilgen sind, durch gegenwärtiges Privilegium Unsere landesherrliche Genehmigung ertheilen.

**Literarisches.** Die unterhaltendste Musikzeitung ist unbedingt die bei F. Tönges in Köln erscheinende „Neue Musikzeitung“, welche für den Spottpreis von 80 Pf. vierteljährlich in jeder Nummer Uebersichtliches in Wort und Bild bringt. So enthalten die Nr. 5 und 6 von diesem Jahre unter Anderem: über Louise Adolphe Le Beau, die außerordentlich productive Componistin, eine frisch und sachgemäß geschriebene Biographie nebst deren Portrait. Die erste Aufführung des Tannhäusers in Berlin, mitgetheilt von Ernst Pasquas, mit Illustration. Stradella. Zeichnung von S. Kaulbach, Text von Karl Stieler. Der Herrenmeister, spannende musikalische Novelle von Johanna Balz. Claire Gerhardt schildert sonnige Tage aus dem Leben eines Einsamen (Reethoven). Abt Voglers Portrait mit Biographie von Ernst Pasquas. — Musik- und Kochkunst, humoristische Anekdote. — Karl Maria von Weber und Richard Wagner, von A. Rejzipe. — Kossinis Tantalusqualen, Humoreske. — Der Todesstich der italienischen Oper in London, von F. W. Brand u. Auch die werthvollen Musikbeilagen dürfen nicht unerwähnt bleiben: L. A. Le Beau, „Der Rhein“ (Gedicht von Louise Hg), Lied für eine Singstimme und Clavier, L. A. Le Beau, „Barcarole“, für Violine oder Cello und Clavier, und Ludwig Wenzel, „Mummbazzi“, Salonstück für Clavier. Fr. Behr, die schöne Zaubern, Salonmazurka für Clavier, und H. Schulz, Liebespredigt: „Was singt und sagt ihr“, Lied für eine Singstimme und Clavier.

**Vortreffliche Testamentsbestimmungen** hat der in Schwerin verordnete Hofbaurath Demmler getroffen, sie lauten: „Den hiesigen Maurergesellen legte ich zu einem Demmler'schen Unterstützungsfonds für Invaliden und zur Arbeit unfähig gewordene Maurergesellen für alle Folgezeit eine aus der Demmler'schen Familienstiftungskasse jährlich zu leistende Zahlung von fünfhundert Mark, halbjährlich zahlbar am 1. Juli und am 1. Januar mit zweihundertundfünfzig Mark. Den hiesigen Zimmergesellen legte ich gleichfalls zu einem Demmler'schen Unterstützungsfonds für Invaliden und zur Arbeit unfähig gewordene Zimmergesellen für alle Folgezeit eine aus der Demmler'schen Familienstiftungskasse jährlich zu leistende Zahlung von fünfhundert Mark, halbjährlich zahlbar am 1. Juli und 1. Januar mit zweihundertundfünfzig Mark. Den Gesellen beider Gewerke legte ich für alle Folgezeit eine aus der Demmler'schen Familienstiftungskasse alljährlich odmal ein

1. August zu leistende Zahlung von fünfhundert Mark. Diese letztere Zahlung soll zu einem Arbeiter- und Verbrüderungsfeste für Schwerin und Umgegend verwendet werden, und zwar soll das Fest jedesmal am 27. August, wenn derselbe auf einen Sonntag fällt, andernfalls am nächstfolgenden Sonntag gefeiert werden.“ Der 27. August war der Tag, an welchem der Richtkranz auf dem von Demmler gebauten großherzoglichen Schlosse zu Schwerin aufgefanzelt wurde.

**Künstliche Nasen.** Bisher hatten alle künstlichen, durch Hautüberpflanzung aus Stirn oder Arm gebildeten Nasen das Schicksal, daß sie nach einiger Zeit „wacklig“ wurden, einsanken und von jedem Windstoß auf die Seite gelegt wurden. Diesem sehr empfindlichen Uebelstande suchte man durch allerlei Stützapparate u. abzuhelfen, jedoch ohne rechten Erfolg. Nun hat Professor König in Göttingen bei einem jungen Menschen, dem durch einen schweren Eisenfall das ganze Nasenbein zertrümmert war, versucht, mit der Stirnhaut zugleich ein knöchernes Stück aus dem Stirnbein an die Stelle der fehlenden Nase einzupflanzen. Der Versuch gelang und der Professor konnte dem 35. Kongreß deutscher Chirurgen den betreffenden jungen Mann mit gut geformter fester Nase vorstellen.

**Deutsche Schiffsleute.** Ueber das lebende Material unserer Flotte äußert sich ein Amerikaner wie folgt: „Jeder Engländer, wenn er von den deutschen Anstrengungen, die Marine betreffend, spricht, behauptet: „Vah, die Deutschen haben, wie Jedermann weiß, keine Seeleute.“ Das ist ein ebenso großer Unfuss wie der, daß ein Engländer es mit fünf Franzosen aufnehmen, à la Capitain Marryat. Thatsache ist, daß an der Nord- und Ostküste ein so vorzüglicher Schlag von Seeleuten vorhanden ist, wie ihn sich nur irgend eine Flotte wünschen kann. Diese Leute haben nicht den Vortheil langer Reisen, wie die Matrosen einer Seehandelsnation, wie England, das ist wahr, aber für die Zwecke der modernen Kriegsschiffe hat das nichts zu bedeuten. Deutschland hat einen unberechenbaren Vortheil vor England voraus: es nimmt seine Seeleute, wie für das Heer, aus der Blüthe seiner Jugend, während England die Leute in verurtheilten Gassen oder auf den Werften der Seefabrie aufzieht, um sie der Flotte einzureihen, und dann noch unverhältnismäßig höheren Sold zu zahlen als Deutschland. Die deutsche Regierung verpflichtet einfach jeden körperlich geeigneten jungen Mann der Küste, sich an einem gegebenen Tage zur Wehrpflicht zu stellen, um eventuell in Dienst gestellt zu werden. Jeder dient seine Zeit auf dem Schiffe ab und kehrt dann wieder zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zurück, jederzeit bereit, für den Kriegsfall wieder einzutreten. Auf den Kriegsschiffen, die auf der Ostsee kreuzen, habe ich ein Corps von Seeleuten gesehen, so vorzüglich in der Auszubildung, Körperbeschaffenheit und Haltung, wie kaum je zuvor. Ich sah die deutsche Flotte vergangenen Sommer in der Ostsee manövriren und kann wohl, ohne die englische Flotte derabsetzen zu wollen, sagen: Seit in Folge der Torpedos, Minnen, Drehhürne und Hinterlabern auf den modernen Panzerschiffen die Wissenschaft eine große Rolle zu spielen angefangen hat, giebt es keine Flotte auf der Welt, deren Offiziere denen der deutschen Marine überlegen wären.“

**Preis-Vertheilung.** In der am ersten 1. October v. J. von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ in Berlin ausgeschriebenem Preis-Concurrenz für die besten, zur Reproduction durch den Holzschmitt geeigneten Zeichnungen hat die Jury (Dresdner, Wenzel, Meyerheim, Starbina, A. von Werner und der Verleger Uppenberg) ihren Spruch abgegeben. Der erste Preis von dreitausend Mark wurde einem Blatte des Malers Hans Hermann in Berlin: „Fischhalle in Amsterdam“, zuerkannt. Der zweite Preis von zweitausend Mark fiel auf des in München lebenden Malers Hans Bortels „Wasser-Pavillon zu Hamburg“, während Carl Hildeit, ebenfalls in München wohnend, den dritten Preis von tausend Mark für sein Blatt „Beim Forsthaufe“ empfing. — Zwölf Zeichnungen wurden mit ehrenvollen Erwähnungen ausgezeichnet, während eine weitere Anzahl von der Verlagsabteilung zur Publication angekauft wurde. Es waren im Ganzen 342 Zeichnungen zur Bewerbung eingegangen. Mit den drei preisgekrönten Blättern beginnend, wird die illustrierte Frauen-Zeitung von einer ihrer nächsten Nummern ab diese Kunstblätter in mehrerzügiger Holzschmitt-Wiedergabe veröffentlicht. Die Originale werden während des Monats Mai in der permanenten Ausstellung des Künstlervereins in Berlin ausgestellt sein.



**Fär's Haus.**

**Wicht es Parasiten in Hühnerletern?** Im Geselligkeitsverein zu Würzburg hielt über diese Frage der Veterinär Föhringer am 7. April einen sachgemäßen Vortrag, in welchem er unter Anderem ausführte, daß es sich doch nur um solche Schmarotztiere handeln könne, deren Wirth das Huhn selbst sei (beiläufig gesagt 26 Arten) und wies nach, wie ersichert es solchen Würmern sein müsse, in's Ei zu gelangen. Sie könnten, weil der Legeapparat an sich niemals ihren normalen Wohnsitz bilde, nur durch Verirrung dahin gelangen und zwar auf dem einzig möglichen Wege von der Cloake aus und durch den Eileiter hinauf. Durch genaue Beschreibung der Eientwicklung und der anatomischen Verhältnisse, sowie durch die Naturgeschichte der betreffenden Würmer wurde sodann begründet, daß eine so schwierige Wanderung für Spul- und Saugwürmer allerdings, aber nur unter gewissen besonders günstigen Bedingungen möglich, von Bandwürmern aber ganz undenkbar sei. Diese theoretischen Anschauungen würden auch durch die Erfahrung bestätigt. Fast alle durch Laien angeblich in Eiern entdeckten Würmer hätten sich als Mißbildungen entpuppt. Uebrigens seien auch gegebenen Falles solche Parasiten für den Menschen vollkommen unschädlich, ob nun das Ei roh oder gekocht genossen werde. Der Parasit gehe im menschlichen Magen unsichtbar zu Grunde und könne sich niemals im Menschen weiter entwickeln, da dieser nicht der Wirth für den Hühnerwurm sei. Ebenso unschädlich seien die im Ei vorkommenden Spalt- und Schimmelpilze für den Menschen; denn sie bewirkten unsichtbar die Verderbnis des Eies selbst und ein faules Ei werde ja ohnehin nicht genossen. Herr Föhringer schloß seinen mit vielem Beifalle aufgenommenen Vortrag, indem er betonte, wie das Hühnerlei nach wie vor als eines der reinlichsten und appetitlichsten Nahrungsmittel des Menschen gelten müsse und ohne jede Befürchtung genossen werden könne.



**Winter einer Majolltavaj.** Nebenstehende Abbildung bezeichnet eine Vase englischen Sortiments, dunkel gehalten, mit Rosenbelag, wie sie Hofjärrner Schmitz in Erfurt zu seinen Vatarbouquets liefert. Diese Vasen werden in Größen von 24, 29 und 32 Centim. hergestellt und kosten 5—10 Mark. Sie sind zunächst zur Aufnahme conservirter Pflanzen und Blumen bestimmt, für Cyrcerium oder tropische Bouquets, doch steht nichts entgegen, sie auch zur Füllung mit frischen Blumen zu verwenden. Ihre Form ist geschmackvoll und gewährt einen sicheren Stand, sowohl auf Blumenfüßen, als auf Etageren und Wäbelpfatten.

**Enthaarungsmittel.** Man mische 1 Th. krystallisirtes Natrium-sulfhydrat mit 3 Th. Schlemmfreide zu einem feinem Pulver und bewahre das Gemisch in einem verschlossenem Glase auf. Zum Gebrauche rühre man davon ein wenig mit Wasser zu einem dicken Brei an, trage solchen messerrüdenbild auf die behaarte Haut und wasche ihn nach einiger Zeit mit Wasser ab.

**Allerlei Heiteres.**

**Nothschild und der Prinz von Wales.** Der englische Thronfolger war bei seinem letzten Aufenthalt in Paris vom Baron Nothschild zum Frühstück geladen. Bei der Tafel sagte der Prinz von Wales, als man das Roastbeef servierte: „Werkwürdig! Das Fleisch ist genau so, wie ich es zu Hause aufgetischt bekomme! Während erwiderte die Baronin: „Es kommt auch aus London von dem Fleischer, der Ew. Hoheit immer bedient!“ „Aber,“ meinte der Prinz, „auch die Zubereitung ist dieselbe.“ „Das kommt wahrscheinlich daher,“ sagte der Hausherr, „weil ich den Koch vom Jung-Herren-Club in London telegraphisch hierher berief, um das Roastbeef nach Ihrem Geschmack zu bereiten.“ „Lieber Baron, wir sind alte Freunde,“ sagte der Prinz, „lassen Sie mich erfahren, wie viel ungefähr Ihnen mein Roastbeef gekostet haben mag.“ Baron Nothschild entfernte sich auf einige Minuten; bei der Rückkehr antwortete er: „Mit dem Honorar für den Koch 4000 Franken.“

**Salomo.** Zwei Brüder hatten sich sterblich in ein Mädchen verliebt und jeder wollte sie heirathen. Als der Vater die junge Dame kennen lernte, wollte er mit feiner Entscheidung hinter dem Berge; er benutzte seine Autorität, die Söhne in Geschäften fortzujenden, und als sie wiedertehrten, war Papa mit dem geliebten Mädchen — vernäht!

**Der Fremtpathe:** „Was willst denn Du lernen, Franzl, wannst a' firnt bist?“ Franzl: „A reichs Wadel kennen!“

**Herr und Diener.** „Sie sind also in unseren Dienst aufgenommen und werden wir und von nun an des Wortes „Du“ bedienen.“ Der Diener: „Wilt schon! Sag'n m'r' also „Du“ zu anander.“

**Der pommerische Edelmann:** „Dann — äh, bitte, Herr Hofmeister, wünsche ich, daß meine Kinder auch in die Mythologie ein wenig eingeweiht werden; heutzutage ist das nothwendig, schon wegen der Hunde- und Pferdenamen.“

**Englisch.** „Kellner, Sie aben frisch Brod, id wollen algebadeu Brod.“ „Bedauere, ist momentan nicht da.“ „Nell, dann id urde warten.“

**Zu der Schule.** Lehrer: Weich ein Lärm ist das! Ihr seid ja die echte Räuberbande. — Schüler (kräftig): Es lebe der Hauptmann — hoch!

**Italienische Uebersetzungskunst.** Die in Mailand erscheinende „Lombardia“ bringt die telegraphische berliner Meldung, daß der commandirende General des Gardacorp, von Pappe, ernstlich erkrankt sei, in folgender Uebersetzung: „Berlino, 8. — Il comandante Garder, generale del Papa, è seriamente ammalato.“

**Spiele und Denkaufgaben.**

**Schach.**

(Redigirt von J. Rindwisch in Leipzig.)

Aufgabe XVII.

Von Georg Chocholous in Bodenbach.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XV.

- 1. D g6—g1 a2—a1 D
- 2. D g1—b6 † beliebig
- 3. L f4—d6, D b6—a5 †.
- 1. . . . . c1—b3.
- 2. D g1—d4 † K b4—a3
- 3. S a7—b6 †.

**Kleine Wortbild-Näthsel von Lehrer R. Wanders.**

1. LL / D T / LL LL LL LL LL LL LL

**Silbenräthsel von C. in Patschkau.**

Folgende 23 Silben bilden 8 Wörter, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ebenso wie die Diagonale von links oben nach rechts unten einen bedeutenden Staatsmann nennen:

nes, lau, sy, ji, mo, a, la, mo, bres, si, mor, phos, de, do, i, rho, muese, reuce, to, rik, kal, ela, ne. (j und i sind gleich.)

Die Wörter bedeuten: 1. eine deutsche Stadt, 2. Rolle in Herders 'Gib', 3. mythologische Figur, 4. amerikanische Secte, 5. weiblicher Name, 6. eine Wissenschaft, 7. französischer männlicher Name, 8. asiatischer Volksstamm.



**Reze-Käffelsprung von Felix Reichel.**

(Enthält zwei Thürmszüge, einen Käuferzug und einen Combinationszug; Käufer-Thürmszug.)

	nur euch	Zich gleich	a- st-	der	hast	100-	
be-	Du	men, gen,	ad, lo-	be- de	der so	halb leicht	nichts
den	so se	die nicht	se nicht	noch	nur	zu	rig
Wenn	gra-	ba-	hou- tea-	viel,	so	gar	man
Wann, Sinn	We-	Dich	lan- sta-	men	viel	hat,	da- zu
ber,	men, gen,	ein	de-	auch schwer	et- gar	wird	da-
nt-	den,	das	<b>Sat</b>	ge- be-	zum	mehr	dem der
den	ge	bleib	wag	nichts	wird	den-	

**Stern-Kreuzmagnet von J. Pach.**

- I. 1. Ein Schimpfwort.  
 II. 6 8 10. II. Aufforderung zur Thätigkeit.  
 10 1 2. III. Ein weiblicher Name.  
 3 9 4. IV. Bezeichnung für einen Soldaten.  
 III. 10 2 3 2 7 7 6 III. Die Anfangsbuchstaben von I. II.  
 5 4 5. III. IV. ergeben eine Bezeichnung für  
 10 6 11. große Baumanlagen, die Endbuch-  
 7 9 2. II. staben ein Theaterstück.  
 IV. 1.

**Füllräthsel von Victoria Schröder.**

		i		
			i	
	i			i
	i			i
	i			i
	i			i

Die leeren Felder sind so auszufüllen, daß die Reihen, in anderer Folge, ergeben:  
 eine Oper,  
 ein Gebäude,  
 einen Wochentag,  
 einen Giftstoff,  
 einen männlichen Namen,  
 einen berühmten Künstler des Alterthums,  
 eine Bezeichnung für Vienenzucht.

**Aufösungen der Denkaufgaben in Nr. 31.**

**Des Käffelsprungs von Heinrich Wehlglass:**  
 Der Taucher holt die Perlen  
 Aus tiefem Meeresgrund,  
 So schätze deine Seele  
 Sich einen reichen Fund  
 Von Perlen der Gedanken  
 Tief aus des Lebens Grund!

**Des Käffelsprungs von R. Pfretschner:**  
 Im Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,  
 Nach wegen Regeln wiegen sie sich drauf,  
 Wenn hier die eine matt und welt vergaßte,  
 Springt dort die andere prächtig wieder auf.  
 Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen  
 Und nun und nimmer trägt'r Stillestand;  
 Wir sehn sie auf-, wie sehn sie niederwehen,  
 Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land.

**Zweiligrath.**

**Des Silberräthfels von Jul. Döring:**  
 1. Balduin, 2. Adelheid, 3. Ilme, 4. Loyal, 5. Solani, 6. Nisoin,  
 7. Eiba, 8. Lenne, 9. Uppala, 10. Corset, 11. Corner, 12. Analfi. —  
 Pauline Lucca, Adeline Ratti.

**Zuhalt:** Die Sage von Weimar. Historischer Roman von Julius Große. (Fortsetzung.) — Lieber das Decorative im Leben. (Mit Illustrationen.) —  
 Meines Lebens Roman. Von W. von Eschen (Fortsetzung.) — Die Mutter und das gesunde Kind. (Mit Illustrationen.) — Der erste deutsche  
 Entschlüssel in Berlin. Von Carl Adria. — Frühlingstage. Von J. Kaye (Schluß.) — Was ich liebe. Gedicht von M. Koch. — Die Jubiläum-  
 Wochenschrift in Berlin. — Ein! (An ein Album.) Gedicht von W. Helm Abel. — Schlesische Zeichen. (Mit Illustration.) — Vermischtes. —  
 Falsch's Haus. — Muziel Heiteres. — Spiele und Denkaufgaben. — Correspondenz.

**Des Kreis-Räthfels von Anna Baeder:**



Der Scherzfragen von S. Michael:  
 Die Eigenliebe. Der Sonnambule. Den Satiren. Die Freigatten.  
 Soda. Ode (D D). Fliegende Blätter. Beide haben einen hellen  
 Kopf.

**Correspondenz.**

**G. Ch.** Eine lobenswerthe Frage, die wir Ihnen aber zufällig beantworten können. Der Vorleser des landwirthschaftlichen Vereins zu Friedrichs hat sich nämlich der Mühe unterzogen, festzustellen, wie viel Körner irgend einer Fruchtgattung auf ein Acker gehen. Ein Acker halt Weizenförner 21700, Roggen 28000, Gerste 18000, Hafer 17500, Erbsen 5400.  
**P. T. in G.** Ihre Bemerkung bezüglich der Umwandlung des Namens Margarethe in Marie in Hofes Trompeter von Siedingen hat der Textverarbeiter einem Studenten gegenüber bereits erledigt. Der Letztere hatte sich an Herrn Bunge um Auskunft gewandt. Dieser lauchte dem Studenten ein Antwortschreiben, welches besagt, daß in den Archiven von Siedingen, in welchem alle Angehörigen des freiherrlichen Geschlechts von Siedingen saßen, auch ein Bienenfischer, der einstmals ein Trompeter war, und seine Geliebte, Maria Ursula geb. Frein v. Schöna, die Insektist besaß weiter, „sah sich“ auf Erden schon den Himmel hatten, und daß nach kurzem Willensentscheid Maria in's Grab gefolgt dem Gatten.  
**Wie v. D.** Wir können Ihnen die süßliche „Adler-Zusätze“ für Bon- und Wohlgeschmack sowie für alles Speis-Gemüse aus der heimlichen Fabrik von Louis Bruns in Göttersdorf als vorzüglich empfehlen, sie ist riefmächtig und steht gut aus der Feder. Nur zur Lithographie eignet sie sich nicht, sie ist unerschreibbar. Der Preis ist sehr billig.  
**D. Viebau in Schw.** Das Volkmann'sche Mittel gegen Feinrucht, welches 10 Mark kostet, ist kaum 10 Weniger oder fünf Kreuzer werth; es besteht nur aus Eschiumwurzel und Borstapfehl. Das Berliner Pöbel-Präsidium hat vor diesem Schwundel bereits gewarnt.

Unbedingter Nachdruck aus dem genannten Inhalt dieses Blattes ist unerlaubt; Uebersetzungrecht vorbehalten.




**K. K.**

ALLERHÖCHSTE ANERKENNUNG.

## Curort Gleichenberg

in Steiermark.


Eine Fährstraße von der Station Feldbach der ungar. Weisbahn.

**Beginn der Saison 1. Mai.**

Kaffeehaus, mineralisch und Eisenkurort, Fichtennadel- u. Quelllool-Verdunstungs-Analysen (auch in Einzelabgaben), pneumatische Kammer mit Baum f. neuen Besessenen, großer Respirations-Apparat, mouffirende Selters, Adler, Stahl, Fichtennadel- u. Siphon-Ferrihydrat, kaltes Vollbad u. Hydrotherapie, Regenwasser u. Milch, salzarme Milch i. d. eignen erdulen Milchcuratorten. Klima constant mäßig feuchtwarm. Seehöhe: 300 m. Wohnungen, Mineralwasser u. Wagen-Stub für die Direction zu bestellen.




Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des Fabrikanten und Kaiserlich Königlich Hoflieferanten  
**F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien,**  
 vorzumerken, um bei Bedarf in weissen wie bunten Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern etc. sich Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche portofrei versandt werden. Bei Anschaffung von Ausstattungten oder beabsichtigten grösseren Einkäufen dürfte es lohnend sein, selbst aus grösserer Entfernung eine Reise nach Landeshut zu unternehmen. Der Monumentalbau des Geschäftshauses bildet eine Sehenswürdigkeit.



**Gesudt**

Agenten und Reisende zum Verkauf von  
 Coffee, Thee, Reis und Samburger  
 Cigaretten an Preise gegen ein Frum  
 von 500 Mark und gute Verbilligen.  
 Hamburg. J. Müller & Co.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

## N a y o.

Novellen von Paul Linow.

Fünfte Auflage.

Eleg. broch. M. 1.50; fein gebund. M. 2.50.